Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

21. Jahrgang. 10. Oktober 1900. No. 41.

Aus Mennonitischen Kreisen

Bericht

an das Unterstützungskomitee der Allgemeinen Konferenz über meine Reise nach Indien.*)

Liebe Brüder! Ich beginne die Abfassung dieses Berichtes an Bord des Dampfers „Caledonia", auf der Höhe des Mittelländischen Meeres, zwischen Port Said, Aegypten, und Marseilles, Frankreich. — Auf einer so herrlichen Seefahrt, wie ich sie jetzt zu genießen das seltene Vorrecht habe, giebt es Zeit und Muße zu ruhigem Nachdenken, eingehenden Erwägungen und auch zu ungestörtem Schreiben, und ich kaufe um so lieber die Zeit damit aus, meinen Bericht an Euch zu schreiben, als ich mit Recht annehmen darf, daß ich nach meiner Heimkunft mit anderweitigen Arbeiten ziemlich gedrängt sein werde, während mir jetzt diese Beschäftigung Erholung ist.

Daß mir die rare Gelegenheit geworden ist, eine Reise nach dem fernen Indien unternehmen zu können, verdanke ich ja, nächst der gütigen und freundlichen Führung des himmlischen Vaters, Eurem einstimmigen Beschluß, durch welchen Ihr den ehrenhaften Auftrag zu einer solchen weiten und verantwortlichen Reise mir gegeben habt. — Freilich hat es neben solchen Ermutigungen auch nicht an entmutigenden und erschwerenden Umständen gefehlt, welche meine Reise schier vereitelt hätten, wenn nicht der energische Vorsitzer unseres Komitees, Br. Chr. Krehbiel, so unentwegt an dem Gedanken festgehalten hätte: „Du sollst reisen trotz aller scheinbaren Hindernisse",—welchen Gedanken auch die Kansas-Predigerkonferenz in so einheitlicher Weise bestätigt und durch einen einstimmigen Beschluß zum Ausdruck gebracht hat, — daß es von mir unrecht gewesen wäre, daran zu zweifeln, daß es nicht bloß Menschen-, sondern auch Gottes Wille sei, ich solle reisen.

Eine weitere Kräftigung fand mein Glaube, daß ich Gottes Führung folge, in der mir unvergeßlich bleibenden herrlichen Abschiedsfeier, welche am Abend des 6. Mai in der Kapelle des Bethel College stattfand. — Da wurde es mir zur innern Gewißheit, daß der Herr mich nicht nur nach Indien hinführen, sondern auch wieder zurückbringen würde und in dieser festen und freudigen Glaubenszuversicht trat ich wenige Stunden später den weiten Weg nach Indien an, begleitet von den Gebeten meiner Lieben daheim und aller derer, die für dieses Unternehmen ein teilnehmendes Interesse an den Tag gelegt hatten und es auch bewahrten.

Meine erste Haltestation auf der Reise war New York, wo ich in der Office des „Christian Herald" vorzusprechen hatte, um ein näheres Verständnis zu erzielen wegen der Sendung unsres Weizenkorns nach Indien.—Dr. Klopsch selbst war bereits vor einigen Wochen nach Indien vorausgereist, jedoch fand ich in Rev. Hobbs, dem Verwalter des Indien Relief Fonds, und in Mr. C. E. Stump, Geschäftsführer des „Chr. Herald", recht freundliche und entgegenkommende Herren. Sie gaben mir einen Brief an Dr. Klopsch mit, laut welchem mir bei Ankunft des Relief-Dampfers „Quito" von dessen Ladung, bestehend aus 200,000 Bushel amerikanischen Korns, 4000 Säcke (=8000 Bushel) Korn zu meiner freien und beliebigen Verfügung gestellt werden sollten. — Nachdem diese Angelegenheit in der Herald-Office geordnet war, galt es für mich so schnell als möglich Schiffspassage zu sichern, damit ich noch vor dem Relief-Dampfer „Quito" Bombay erreichen könne. — Der „Quito" sollte laut seinem Fahrplan etwa den 20. Juni in Bombay eintreffen. Es gelang mir, eine Fahrgelegenheit zu finden, die mich bis zum 16. Juni nach Bombay bringen konnte, und zwar auf folgender Route: New York, Liverpool, London, Paris, Rom, Neapel, Brindisi, Port Said, Aden und Bombay. — Von Liverpool nach Brindisi hätte ich allerdings einen direkten Weg einschlagen können, als den angegebenen, da mir aber Zeit genug dazu blieb, so nahm ich gerne die einzige sich mir darbietende Gelegenheit wahr, auch London, Paris, Rom und Neapel mir, wenn auch nur sehr flüchtig, ansehen zu können. Bis zum 3. Juni mußte ich in Brindisi, Italien, sein, um den Post-Dampfer nach Port Said, Aegypten, nehmen zu können.

Ich kaufte mir also in New York gleich ein Durchbillet bis nach Bombay.—Das war am 9. Mai.—Mit dem der Cunard-Linie gehörenden Dampfer „Etruria" sollte ich am 12. Mai New York verlassen.—Am 10. Mai ging der „Quito" in See und ich hatte Gelegenheit, am Nachmittage dieses Tages den Abschiedsfeierlichkeiten an Bord des „Quito" beizuwohnen. — Ein reichhaltiges Programm bestehend aus Gesängen, Ansprachen und Gebeten gelangte zur Ausführung. — Es war eine erhebende und schöne Feier. — In reichem Flaggenschmucke lag der „Quito" beim Pier No. 1 in New York, nahe dem frühern Castle Garden, dessen sich noch viele Eingewanderte erinnern werden.—Die höchsten kirchlichen Celebritäten New Yorks standen auf dem Oberdeck des Dampfers.—Es war mir gelungen, neben ihnen ganz in der Nähe der Sprecher Posto fassen und das meiste von den Ansprachen hören und verstehen zu können.—Auch der Mennoniten wurde in einer Ansprache in anerkennender Weise gedacht, sonst aber wurde von meiner Anwesenheit keine weitere Notiz genommen, was mir persönlich auch ganz recht war, da ich an der Ausführung des Programmes doch keinen aktiven Anteil hätte nehmen können.—

Nach Schluß der Abschiedsfeierlichkeiten auf dem „Quito" fuhr ich abends noch nach Philadelphia hinüber, um von unserm Schatzmeister Br. Landis den letzten Kassenbestand zu holen und nach Indien mitzunehmen. — Ein eingehende Unterredung, die ich am nächsten Tage (den 11. Mai) mit Br. Landis zu pflegen Gelegenheit hatte, war von uns beiden von wesentlichem Nutzen für unsre gemeinsame Arbeit in der Unterstützungssache.

Am 12. Mai, morgens, kehrte ich nach New York zurück und ging gegen Mittag an Bord der „Etruria", die noch im Laufe des Nachmittags in See stach.—Am 19. Mai erreichte ich Liverpool und setzte am 23. nach Frankreich über.—Rechtzeitig traf ich nach einer interessanten Landreise durch Frankreich und Italien in Brindisi ein, um hier am 3. Juni mich wieder für die Weiterreise nach Indien einschiffen zu können.—Unter gnädiger göttlicher Bewahrung lief die ganze Hinreise sehr glücklich ab und ich durfte programmmäßig am 16. Juni in Bombay landen und Indiens Boden betreten.

Viel hatte ich auf der Reise schon darüber nachgedacht, wie ich wohl nach meiner Ankunft in Bombay zu Werke gehen müsse, um die 4 Tage bis zur Ankunft des „Quito" praktisch verwenden und die richtigen Vorkehrungen zu treffen, unsre 8000 Bushel Korn auf die schnellste und beste Weise weiterbefördern und verteilen zu können.—Ich kam zu dem Entschluß, schon vom Schiffe aus 5 Briefe zu schreiben, nämlich an die Missionare Hahn, Keßler, Thomssen, Friesen und Br. Godshall und diese Brüder um ihren Rat zu bitten und zugleich anzufragen, ob sie mich in Bombay treffen könnten, und wenn das unmöglich sei, wie ich sie am schnellsten erreichen und mit ihnen Rücksprache nehmen könnte. — Diese Briefe wurden samt anderer Post in Bombay eher gelandet als die Passagiere und sofort zu dem bereits wartenden Postzuge gebracht, der sie landeinwärts weiterbeförderte. — In Bombay selbst konnte ich ja, da unser Dampfer am Samstagabend erst in den Hafen einlief, bis Montagmorgen in geschäftlicher Beziehung nichts thun, war also auf Warten angewiesen und mußte mich vorläufig mit dem begnügen, was ich schon auf der Reise zu thun Gelegenheit gehabt hatte.—

Zu letzterer gehört außer der Abfertigung der erwähnten fünf Briefe auch noch ein Vorfall, der bereits anderweitig in seinen Einzelheiten bekannt geworden ist. — Ich meine den Unfall, der auf der Hinreise unserem Dampfer „Parramatta" begegnete, daß ein indischer Matrose, ein sogenannter Laskar, im Suezkanal vor den Augen der Passagiere ertrank, ehe ein Rettungsboot flottgemacht werden und den ins Wasser gestürzten Mann erreichen konnte. — Der Vorfall rief unter den Passagieren eine solche Bewegung hervor, daß am nächsten Tage eine Subskriptionsliste zu gunsten der Witwe des Verunglückten zirkuliert wurde. — Ich dachte, da dürfte ich als Vertreter eines Unterstützungskomitees auch praktische Teilnahme zeigen, und um womöglich eine offizielle Quittung zu erlangen, entschloß ich mich, die beabsichtigte Gabe direkt an den Kapitän des Schiffes abzugeben, anstatt sie der Subskription der Passagiere einzuverleiben.—Ich schickte $10.00 mit einem Briefe folgenden Inhalts an den Kommandierenden der „Parramatta": „Werter Herr! Mit größter Genugthuung nehme ich wahr, daß unter den Passagieren der II. Kajüte eine Subskriptionsliste zu gunsten der Witwe des gestern im Suezkanal ertrunkenen Laskars zirkuliert wird, und gerne schenke ich Ihnen zu demselben Zwecke beigeschlossen $10.00. — Ich thue dieses als Repräsentant der Mennoniten von Nordamerika, welche mich nach Bombay senden, um ihren Anteil an der Schiffsladung amerikanischen Korns, welches mit dem Relief-Dampfer „Quito" von Amerika nach Indien unterwegs ist, zu verteilen. — Obwohl ich von dieser Gelegenheit, Ihnen einen Beitrag für die Witwe des ertrunkenen Matrosen überreichen zu können, nicht aus dem Grunde Gebrauch mache, um besondere Anerkennung dafür zu erlangen, so werde ich es doch als eine große Gefälligkeit Ihrerseits ansehen, wenn Sie freundlichst Name und Wohnort des ertrunkenen Matrosen uns mitteilen, und über die Zahl der etwa hinterlassenen Waisen Auskunft geben möchten, damit ich solche Information in den Bericht an meine Konstituenten nach meiner Rückkehr nach Amerika einverleiben kann.

Mit vorzüglicher Hochachtung

D. Goerz."

Am nächsten Tage überreichte mir der Oberstewart der II. Kajüte ein eigenhändiges Antwortschreiben des Kapitäns der „Parramatta", welches ich im Original zur Aufbewahrung mit heimbringen will. — Der Inhalt desselben lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt:

„Parramatta".—Zur See, am 7. Juni 1900.

Mr. D. Goerz, Passagier. —

Werter Herr! Erlauben Sie mir, für Ihre Handlungsweise und die Sympathie bezüglich des Ertrinkens Meerau Cootters, eines Laskars von diesem Schiffe am gestrigen Tage im Suezkanal, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. — Es war dieser Unfall ein sehr unerwarteter und unvorhergesehener und es berührt mich schmerzlich, wenn ich daran denke. — Was ihn so unerwartet machte, ist der Umstand, daß fast alle Eingeborenen längs der Meeresküste, und die Laskars ohne Ausnahme, weil sie aus Seehäfen Indiens kommen, schwimmen können. Schon als Kinder bringen sie jeden Tag stundenlang im Wasser zu.—Das Ufer des Kanals war nicht mehr denn 20 bis 30 Yards von dem ins Wasser gestürzten Matrosen entfernt, und drei Rettungsbojen waren in seiner nächsten Nähe. — Ich konnte es daher kaum glauben, als mich der erste Rapport erreichte: „er sei unterm Wasser verschwunden", war doch das Wasser zur Zeit ganz ruhig.—Wie ich berichtet bin, wohnte der Verunglückte in Alipee, an der indischen Küste, nahe Kap Comorin und hinterläßt eine Witwe und ein etwa zwei Jahre altes Kind. — Ich werde es mir zur persönlichen Aufgabe machen, darauf zu sehen, daß Ihre $10.00 zum Besten der Nachgelassenen verwendet werden.—Ich werde den Betrag dem "Shipping Master of Bombay", einem Regierungsbeamten, einhändigen und ihn ersuchen, der Witwe, sage fünf Rupees (=$1.65) monatlich auszuzahlen, soweit der Betrag ausreicht. — Dieses ist vollkommen ausreichend für die Bedürfnisse der Eingebornen. — Würde der Witwe die ganze Summe auf einmal ausgezahlt, so würde sie dieselbe verschwenden in einigen großen Diners für alle Verwandten des Verunglückten und ihr selbst wäre damit wenig geholfen.—Ich verbleibe, werter Herr, Ihr ergebenster

Alfred Symons,
Kommandierender der „Parramatta".

(Fortsetzung folgt.)

*) Obigen Bericht entnehmen wir dem „Chr. Bundesboten".

Vereinigte Staaten.

Oklahoma.

Medford, 30. September 1900. Werter Editor! In der „Rundschau" No. 38 vom 19. September lese ich eine Anfrage nach einer Schilderung der Auswanderung nach Centralasien.

Für 14 Cents die „Rundschau" von jetzt bis Neujahr. Postmarken werden auch angenommen. Helft, unser mennonitisches Blatt zu verbreiten.

Ich weiß nicht, ob ich das bieten kann, was gewünscht wird; doch will ich versuchen, einige Zeilen zu schreiben. Kommt ein besserer Aufsatz, mag meiner auch in den Papierkorb wandern.

Zur Frage 1: Warum wanderten unsere Brüder dorthin? Einzig und allein wegen des Wehrgesetzes, da es drauf ankam, daß die bewilligten sechs Freihjahre um waren, mußten wir uns zu etwas entschließen, und da wir sahen, daß wir mit der Annahme des Forstdienstes ganz die Stellung aufgaben, die unsere Gemeinschaft bisher gehabt, die „geduldete" Stellung dadurch verloren ging und uns durch General-Gouverneur Kaufmann volle Zusicherung auch für unsere Jünglinge von 15—20 Jahren gegeben war: so wurde es als ein Fingerzeig angesehen und die Reise dorthin unternommen. Ich muß hier noch einer Ansicht entgegentreten, die hier in Amerika vielfach verbreitet ist, als ob wir nur deshalb dorthingingen, weil wir glaubten, dort würde der Herr Jesus vom Himmel herniederkommen und wir dürften nur sitzen und auf ihn warten und nicht mehr arbeiten. Daß ein solcher Glaube unter uns war, zeigte sich später; doch wußten die wenigsten von denen im ersten Zuge davon, worunter auch ich einer war. Daß wir unsern Unterhalt mit unserer Hände Arbeit erwerben wollten, zeigt wohl der Umstand, daß fast jede Familie einen Pflug mitnahm.

Frage 2: Wer ging dorthin? Die Namen lassen sich nicht gut nennen. Von unserer Ansiedlung bei Saratow verließ am 3. Juli a. St. 1880 der erste Zug mit zehn Familien die Ansiedlung und kam nach Taschkent am 17. Oktober desselben Jahres. Der zweite Zug mit dreizehn Familien fuhr am 13. August 1880 ab und kam am 24. November zu uns nach Taschkent. Am 2. Dezember kam der Zug von der Molotschna unter Leitung von Abr. Peters mit 56 Familien in Taschkent an. Wir vereinigten uns dort zu einer Gemeinde, was aber bald zur Trennung führte wegen der Taufe. Später gingen wir nach Buchara, da wir Jünglinge unter uns hatten, die in der Losung standen und deshalb das Gesetz sie immer forderte. Im März war der Kaiser ermordet und General-Gouverneur Kaufmann krank geworden, und jetzt galten keine früheren Versprechungen, sondern einfach das Gesetz. Die Molotschnaer blieben in Taschkent und konnten es auch, da kein Gesetz ihre Jünglinge forderte. Im Jahre 1881 kam noch ein Zug vom Kuban nach Taschkent und am 11. September 1881 verließ der letzte Zug unsere Ansiedlung an der Wolga von ungefähr 25—27 Familien, kam aber nur bis Turkestan. In der Zeit nahmen die in Taschkent Zurückgebliebenen die von der Regierung angebotenen Freijahre an und siedelten sich bei Aulie-ata an, denen sich dann auch einige Familien aus dem letzten Zuge aus Turkestan anschlossen; die andern kamen zu uns an der bucharischen Grenze.

Da wir weder auf russischer noch auf bucharischer Seite sein konnten, so wurden wir von den russischen Beam-

ten nach Chiwa um Aufnahme angewiesen, und Chiwa, durch Rußlands Einfluß, nahm uns auf, wies uns aber eine Stelle an, wo wir den Räubereien des Volkes ausgesetzt waren. Doch war es unsere Schuld, die Regierung wußte nicht darum, und die meisten unter uns hielten es für Unrecht, es anzuzeigen. Sobald die Regierung Kunde davon erhielt, brachte sie uns auf einen andern Platz, wo auch noch heute einige 30 Familien wohnen. Leider ging's wieder durch Trennung, indem ein Teil gleich vom ersten Platze nach Amerika ging.

Frage 3: Wovon leben sie dort? Die Ansiedlung bei Au-lie-ata beschäftigt sich wohl mehr mit Ackerbau, und es muß ihnen recht gut gehen, da, wie Abraham Koop schreibt, doch mehrere eine Reise nach der Molotschna gemacht haben, welches von etwas Wohlstand zeigt. Die in Chiwa leben jetzt von Handwerk in verschiedener Weise, und es muß auch ihnen so leidlich gut gehen, da sie sich diesen Sommer eine neue Kirche gebaut haben, die ihnen 600 Rbl. kostet. Wie die Verhältnisse dort sind, läßt sich dem schwer begreiflich machen, der Bewässerungsland nicht kennt. Könnte ja auch nur von den Verhältnissen in Chiwa berichten, da ich die Ansiedlung bei Au-lie-ata nicht kenne, und dann würde es doch nur einseitig werden.

Wie es ihnen jetzt geht, habe ich schon gesagt. Es ist durch allerlei Erfahrungen gegangen, die mir zeit meines Lebens groß und wichtig bleiben werden. Unsere erste Reisegesellschaft war ein Herz und eine Seele, woran ich oft noch mit Freudenthränen zurückdenke. Doch kam's später anders. Daß auch wir noch nach Amerika mußten, hat auch seinen Zweck; wie erfüllen wir denselben? Sind wir auch so treu im Zeugen für Jesum, als wir es bei unserm Auszug waren? Auch hier mußte von dem Kommen des Herrn Jesu gezeugt werden, und, ach, wie viele haben hier ihren Glauben verleugnet! Der Herr wolle uns die Augen öffnen.

Ein Leser.

Medford, 30. September 1900. In No. 38 der „Rundschau" lese ich einen Gruß von Abr. Koop in Nikolaipol, Au-lie-ata. Ich weiß nicht, ob du dich meiner so gut erinnerst, als ich mich deiner erinnere. Ich nehme den Gruß an, als gälte er auch mir. Wir sind hier nur drei Asiaten: nämlich ich, Heinrich Graewe und Tobias Schmidt. Gerne möchte ich von den dortigen Wolgaern etwas erfahren. Vielleicht könntest du dort jemand zum Schreiben bewegen; ich werde jedem antworten. Bitte, sei so gut und grüße alle von mir, die mich kennen. Was macht Johann Klaassen (Steinfeld)? Ich möchte auch gerne etwas von ihm hören. Brieflich mehr.

Jonas Quiring.

Canada.

Manitoba.

Plum Coulee, den 24. Sept. 1900. Werte „Rundschau"! Da du ein sicherer Bote bist und über Meer und Land gehst und so manche gute Nachricht bringst von nah und fern, so möchte auch ich dir etwas mit auf den Weg geben.

Wir haben hier jetzt eine sehr regnerische Zeit, was dem Vorwärtskommen beim Dreschen sehr hindert und auch den Ernteertrag schmälert. Die Ernte ist überhaupt dieses Jahr hier nur schwach ausgefallen, aber Brot und Aussaat, denke ich, wird jeder ernten, dem das Getreide nicht verhagelt ist. Es regnet heute den ganzen Tag, daß man alle Arbeit draußen eingestellt hat, und ruhig was für die „Rundschau" thun kann. Weil ich selber so gerne Berichte lese, so wollte ich denn schon den heutigen Tag dazu ausnutzen, vielleicht wird auch mancher Freund in der alten Heimat dadurch aufgemuntert, etwas von sich hören zu lassen, brieflich oder durch die „Rundschau". Nicht lange zurück erhielt ich einen Brief aus dem elterlichen Hause, welcher sich besonders mit den Gedanken beschäftigt, ob sie uns beleidigt hätten, weil sie so wenig Nachricht von uns erhalten. Nicht im geringsten. Sende fast monatlich einen bis zwei Briefe ab nach verschiedenen Stellen, und die meisten bleiben unbeantwortet. Ich denke, die müssen das Ziel verfehlen und nicht hinkommen. Und besonders an euch, ihr lieben Eltern und Geschwister, seit eure Post nicht mehr Nikopol ist, kommen meine Briefe nicht mehr gut hin. Möchte euch raten, mal bei eurem Postmeister nachzusehen, und auch in Nikopol, dann werdet ihr ausfinden, woran es liegt. Eine Woche zurück habe ich an euch, liebe Eltern, einen Brief geschickt. Möchte, da ich noch so viele Freunde in der alten Heimat habe, alle auffordern mal, etwas von sich hören zu lassen, brieflich oder durch die „Rundschau". Würde schon versuchen einem jeden gerecht zu werden.

Was die Gesundheit anbelangt, sind wir alle, dem Herrn die Ehre, wohl. Zum Schluß noch einen herzlichen Gruß an den Editor und die Rundschauleser.

Kol. 3, 2. Peter Epp.

Gretna P. O., 30. Sept. 1900. Werter Editor! Da ich schon lange nichts für die „Rundschau" geschrieben habe, so will ich es jetzt einmal versuchen, dem werten Blatte etwas in die Spalten zu schieben. (Sehr gut!—Ed.) Da ich nicht viel Neuigkeiten weiß, so will ich denn mit dem Wetter anfangen, was wohl jetzt das Hauptgespräch bildet, weil das dürre Erdreich schon mit so viel Feuchtigkeit versorgt worden ist. Worauf auch jeder Farmer, der sein bißchen Getreide bei trocknem Wetter in seine Vorratskammern eingespeichert hat, mit freudiger Miene und frohem Mut, mit zuversichtlicher Hoffnung sein Land für die nächste Aussaat zubereitet, wogegen aber der Farmer, den diese regnerische Zeit übereilt hat und sein Getreide noch in Shocks oder Haufen stehen hat, am Abend, wenn es trübe wird, den Himmel betrachtet und dann spricht: „wird's wieder regnen?" Was dann auch öfters vorkommt. Aber es ist ja keine menschliche Hand, die da Regen, Wind und Sonnenschein giebt, also müssen und sollen wir uns unter der allweisen Führung unseres lieben himmlischen Vaters fügen und nicht murren. Denn er weiß ja allein, was uns Menschen nützt. Sondern ihm im Namen Jesu Christi danken für die unverdiente Gnade.

Nun will ich noch meinen Freunden und Bekannten in Amerika, sowie auch in Rußland bekannt machen, daß ich von jetzt an, auf sechs Monate, meine Adresse verlege, welche ich folgen lasse.

Meinem Vetter Johann Wiens in Elbing, Butler Co., Kansas, werde ich nächstens einen Brief schreiben. Hätte es schon längst sollen. Nun noch einen herzlichen Gruß an Eltern und Geschwister im Westen und an alle Freunde hüben und drüben.

Meine Adresse ist wie folgt:

Peter Both,
Lowes Farm P. O., Man.

Saskatchewan.

Rosthern, den 25. Sept. 1900. Werte „Rundschau"! Da ich von verschiedenen Seiten aufgefordert bin, dir einen Bericht mit auf deine Reise zu geben, über meine Reise nach Stony Creek, ungefähr 70—75 Meilen östlich von Rosthern, so will ich nun einiges darüber mitteilen.

Als ich neulich in der Nähe von Prince Albert eine etwaige Umschau hielt, um die Gegend etwas kennen zu lernen, traf ich einen Mann Namens Rev. James Bryant im Felde beschäftigt mit Garbenaufstellen. Nach der Begrüßung und einiger Auskunft über „Woher und Wohin" machte er mir den Vorschlag, mit ihm nach obengenannter Gegend zu fahren, um, wie er meinte, das schönste Land in ganz Canada, oder gar Amerika, zu sehen. Ich ging darauf ein, und so fuhren wir am folgenden Morgen per Achse südöstlich dem Südflusse zu, welcher zwanzig Meilen von Prince Albert sich durch bewaldete Gegenden dahinzieht. Dann ging's noch wohl 15 bis 20 Meilen meistens im Walde, bis kurz vor Peppenine Creek wir schönen, offenen Landes ansichtig wurden. Noch acht Meilen weiter kamen wir an den Caret River, wo es schon recht romantisch aussah. Da sah ich ein Weizenfeld, von welchem behauptet wurde, daß schon die 17. Ernte darauf stände, ohne es inzwischen zu düngen. Der Weizen sah natürlich nicht so vielversprechend aus als der auf benachbarten Feldern, aber es könnte wohl noch eine Mittelernte geben. Der Boden ist in der Gegend schwarz, doch schwer und sehr ertragsfähig. Als ich meine Lust sah an den schönen Getreidefeldern und den großen fetten Viehherden, sagte Rev. Bryant zu wiederholten Malen: „Es ist dies schon gut, aber noch lange nicht das beste, das Sie sehen sollen."

Von dort ging's noch 13 Meilen bis Flatt Springs. Eine wirklich wunderschöne, wasserreiche Gegend. Hier standen die Felder so dicht mit Garben besetzt, daß man sich gar nicht satt daran sehen konnte. Man sagte uns auch, daß ein Farmer in der Umgegend auf 80 Acres 315 Pfund Bindfaden verbunden habe. Die Leute rechneten dort vom besten Weizen 35—40 Buschel per Acre zu bekommen, Hafer 75 und Gerste 40—50. Obwohl der Boden so reich ist, wirft man sich doch noch mehr auf Viehzucht als auf Ackerbau, weil die Eisenbahn so weit enfernt ist. Die Viehzucht erzeigt sich als sehr vorteilhaft, zumal das Gras sehr nahrhaft ist, und dem Vieh das ganze Jahr hindurch Futter bietet, wenn der Schneefall im Winter nicht zu groß ist. Manche Pferde der Eingeborenen kommen, bis sie alt genug sind zur Arbeit, nie in einen Stall hinein.

Von dort gin'gs durch Pleasant Vally noch 12 Meilen weiter nach Stony Creek. Dort stand auch das Gartengemüse in solch üppiger Pracht, daß man es so weit im Norden wohl am wenigsten erwarten würde. Doch habe ich's im Süden nie so prächtig gesehen. Man kam fast nicht aus der Verwunderung heraus. Wie ist Gottes Regierung doch so wunderbar! Man hätte es kaum erwartet, daß eine Gegend so weit von der Bahn entlegen schon so besiedelt sein könnte, und doch ist dort in einem großen Kreise schon fast alles Land aufgenommen und „gescript" worden, weil die Eisenbahn der Osler, Hammond & Nanton Co. nächsten Sommer dort durchgehen soll nach Prince Albert, und von dort über Edmonton nach dem Stillen Ozean. Doch ist noch viel Land offen zur Besiedelung zwischen dem Süd-Saskatchewan-Flusse und Flatt Springs.

Hier ist eine gute Gelegenheit für landlose Südländer, eine gute Heimat zu gründen.

Was nun wohl Scrip bedeuten mag—das ist eine Bewilligung von $240 für jede einheimische (halfbreed) Person. Dieses besteht nun in zwei Arten von Scrip: nämlich Landscrip und Moneyscrip. Der Unterschied ist dieser: Ein Landscrip gilt für 240 Acres Regierungsland, während der Moneyscrip in jedem Falle nur für $240 geht im Ankauf von Land ohne Rücksicht auf den Kostenpreis per Acre. Diese Dokumente werden von den Eingeborenen oft für geringe Preise verkauft. Worauf sie eine Uebermittelung (Transfer) unterzeichnen. Die Papiere werden dann nach Ottawa geschickt, und der Käufer erhält sofort ein Certificate of theDeed und das Land ist seinEigentum, ohne irgend eine Arbeit auf dem Lande verrichten zu brauchen oder darauf zu wohnen. Er hat auch das Recht, das Land auszusuchen, welches er „scripen" will. Der Landscrip wäre daher in den meisten Fällen wohl vorteilhafter als der Moneyscrip. Doch kann man manches Mal auch durch Moneyscrip viel billiger kaufen als im gewöhnlichen für Geld das Kompanie-Land, weil die Scrips wohl unter dem wirklichen Wert verkauft werden. Sollte jemand noch Näheres darüber zu erfahren wünschen, der möge sich brieflich an mich wenden, und ich werde versuchen befriedigenden Aufschluß darüber zu geben.

Den 25. Heute schneit's den ganzen Tag. Den 26., morgens. Es hat aufgehört zu schneien, doch ist der Himmel noch mit Wolken bedeckt. Ist aber recht still und angenehm und liegt wohl etliche Zoll Schnee auf der Erde, so daß man deswegen auf dem Schlitten fahren könnte.

Alle Leser der „Rundschau" herzlich grüßend, Euer geringer

P. E. Penner.

Rosthern, den 24. September. 1900. Werte „Rundschau"! Weil du ein sicherer Bote bist und in viele Häuser einkehrst, sowohl in Amerika als auch in Rußland, wo auch wir noch Kinder, Geschwister und noch viele Freunde haben: so dachte ich, nach langem Schweigen hier von unserer neuen Heimat etliche Zeilen in deine Spalten mit auf den Weg zu geben, damit diejenigen, die uns kennen, erfahren, wie es uns hier in der neuen Heimat geht. Erstens, wenn wir uns selbst betrachten, sind wir es kaum wert, daß der Herr dieses Jahr so Großes an uns gethan. Ja, er hat uns eine reiche Ernte gegeben. Ihm allein gebührt die Ehre und der Dank. Der Ertrag der Weizenernte vom frischen Land war von 16, 17 bis 20 Buschel, vom ältern Land auch bis 22 und noch mehr vom Acre. Hafer giebt es auch viel. Ich selbst habe im Frühjahr 32 Acres Wiese gebrochen und mit Hafer besäet. Erwarten davon etwas über tausend Buschel zu bekommen. Weizen haben wir schon gedroschen. Habe von 52 Acres 850 Buschel bekommen. Gerste von 10 Acres 200 Buschel. Kartoffeln giebt es viele, schöne und große. Auch Gartengemüse giebt es viel. Dem Herrn sei Dank.

Der erste kleine Frost von 2 Grad R. fiel vom 14. auf den 15. September. Er hat die Schönheit in den Gärten vernichtet.

Da wir 6 Jahre in Kansas gewohnt und dort viele Rent-Farmer kennen, die dort nicht Land kaufen können, die laß ich hiermit wissen, daß hier noch viel gutes Land offen liegt. Sie brauchen sich nicht zu fürchten herzuziehen, denn der Herr giebt uns auch hier reiche Ernten.

Bruder Jakob Wiens, Lehrer unserer Gemeinschaft, gab mir besonders den Auftrag, wenn ich an die „Rundschau" schreibe, soll ich die Rent-Farmer in Lehigh, Kansas, aufmuntern, daß hier auch noch für sie hier viel gutes Land offen liegt. Besonders Schwester Wiens, die ja so mutig ist und sich hier ganz heimisch fühlt, daß man sich über sie freuen muß, sagte: Es ist einem doch so angenehm, auf der eigenen schuldfreien Farm zu wohnen.

In unserm Städtchen Rosthern preist der Weizen 63 bis 66 Cents per Buschel.

Vergangene Woche hatten wir sehr schöne stille, warme Tage, was dem Farmer und Drescher besonders angenehm war. Nur für die schweren Zugochsen, die den schweren Pflug ziehen mußten, war es viel zu warm. Gestern, Sonntag, wurde es kühl und regnerisch. Heute ist es noch regnerisch.

Ich möchte noch den Geschwistern in Texas, die vom Unglück betroffen, zurufen: Wenn ihr könnt, verlaßt den schönen Süden und kommt nach dem Norden, denn hier könnt ihr noch 160 Acres schönes fruchtbares Land für 10 Dollars bekommen. Für uns Deutsche ist es doch besser auf solchem Land und Boden zu wohnen, wo alle Getreidearten wachsen, und auch noch besonders das Gartengemüse.

Kann noch berichten, daß wir 150 Acres unter Kultur haben, wovon wir diesen Herbst 85 Acres für das Frühjahr gepflügt haben. Dazu noch 45 Acres, was wir im Sommer gebrochen.

Nebst Gruß an den Editor und an alle Rundschauleser,

Abraham D. Welk.

P. S.—Muß noch bemerken, daß zu den hiesigen Schattenseiten die großen Mücken und die kleinen Sandfliegen gehören, die hier im Sommer recht häufig zu finden sind.

Rußland.

Michailowka, Gouv. Taurien, am 30. August 1900. Mit Bedauern las ich in Nummer 31 der „Rundschau" den Artikel von Onkel Abraham Harder, Kuschuk, Tokfaba (Krim), fr. Alexanderwohl, in welchem er die Krankheit und das Sterben seiner 1. Gattin beschreibt. Ich bringe Onkel Harder, bei dem ich 7 Jahre in Hierschau als Schüler in die Schule gegangen bin, hiermit mein größtes Beileid entgegen. Mit dieser seiner zweiten Gattin war ich leider nicht bekannt; jedoch zur Genüge seiner Zeit mit seiner ersten, nämlich, als er Lehrer in Hierschau war. Wenn der l. Editor es erlaubt, möchte ich alte Erinnerungen aus meinen Schuljahren hervorkramen, die, nebenbei gesagt, noch alle Tage neu bei mir sind und bleiben werden, so lange ich lebe. Von Herzen hatte ich Lehrer Harder von Anfang meiner Schuljahre an lieb. Ich erinnere mich aber auch, daß er die von mir begangenen Fehler oft übersehen hat und daran weiß ich und bin sicher, daß er mich wieder liebte. Wie stolz war ich, wenn ich früh morgens als „erster", die Bücher unterm Arm, zur Schule kam und Lehrer Harder „Gutenmorgen" wünschen durfte. Und mehr noch, wenn ich der Frau Lehrerin, einer kleinen, netten, freundlichen, zu der Zeit noch jungen, zarten Frau, im Vorhaus begegnete und ihr meinen kindlichen Morgengruß bot, — wie sie mir freundlich dankte und darauf nach dem „kleinen Heinrich" fragte, was Mutterchen mache, — das setzte allem die Krone auf, und ich ging wie ein kleiner König in das Schulzimmer, setzte mich auf meine Stelle, mit dem Bewußtsein, daß Lehrer und Lehrerin mich liebten. Ich erinnere mich auch noch sehr gut, als ich mit meiner hagelneuen braunpolierten Federdose, einem Geschenk von meinem Schwager, zur Schule kam und Lehrer Harder im Vorhaus begegnete und nach dem üblichen Morgengruß er mir die Dose abnahm, (ich hielt die Dose nämlich so, daß er sie auch sehen mußte) die Arbeit und die Politur lobte und mir einschärfte, die Dose jetzt auch nicht mutwillig zu beschädigen. Diese Dose

(Fortsetzung auf Seite 4.)

Unterhaltung.

Goldzauber.

Zeitgeschichtliche Erzählung aus Südafrika
von
Alwin Mehnert.

(Fortsetzung.)

„O doch, was ist es damit?“ fragte Albrecht.

„Nun, Krüger war noch ein halbwüchsiger Bursche, als ihm eines Tages während der Jagd eine zerplatzende Flinte diesen Daumen zerschmetterte. Aerzte waren damals eine unbekannte Sache hierzulande. Paul wußte sich aber ohne diese zu helfen. Kaltblütig zog er mit der Rechten sein Messer aus der Tasche und schnitt sich den zermalmten Finger dicht am Knöchel ab. Er besaß also die rechten Eigenschaften eines Helden, der sehr gut mit Gewehr und Säbel umzugehen wußte, denn seit 1854 berichtet jedes Blatt der Geschichte Südafrikas von seiner Teilnahme an den Kämpfen gegen aufrührerische Negerstämme. Sein Volk ernannte ihn zum kommandierenden General und 1872 zum Mitgliede des „vollziehenden Rates“.

Im Jahre 1881 unterzeichnete Krüger mit den Engländern den Vertrag, durch den die Unabhängigkeit Transvaals anerkannt wurde. Zwei Jahre später wählten die Buren ihn zu ihrem Präsidenten.

Während Krügers Regierung hat sich die Bevölkerungszahl seines Landes verdoppelt. Einen fast bankerotten Staat hat er zu einer glänzenden Finanzlage erhoben. Der Ueberschuß betrug im letzten Jahre eine Million Pfund Sterling. Mit klarem Auge hat er die Vorteile von Eisenbahnen für das Land erkannt, und trotz des Widerspruchs der Buren, denen durch Wegfall von Wagentransporten eine Einnahmequelle entging, hat er die Eisenbahnvorlage im Volksraad durchgesetzt.

Wie der englische Premierminister Gladstone, mit dem er vieles andere gemein hat, zeichnet sich Krüger durch große Frömmigkeit aus. Zur Zeit des Nachtmahls, wenn die Farmer von nah und fern in Pretoria zusammenströmen, sieht man ihn selbst auf der Kanzel und am Altar Predigt und Gottesdienst halten, und jedenfalls haben Sie, lieber junger Freund, die hübsche Kapelle gegenüber dem Präsidentenhause bemerkt, die er sich eigens hat erbauen lassen, um täglich darin zu beten.

Obgleich er strenggläubiger Protestant ist, hält das ihn doch nicht ab, heute zu einer jüdischen Schule, morgen zu einer katholischen Kirche einen namhaften Beitrag zu zeichnen. In seiner äußeren Erscheinung aber, im täglichen Leben will dieser bedeutende Mann das bleiben, was ihn unter seinem Volke groß gemacht hat, ein echter Bure vom alten Schrot und Korn. Sie haben vorhin selbst geäußert, daß niemand ihm seine Bedeutung anmerkt. Er ist bescheiden und demütig; aber trotzdem weiß er im rechten Augenblicke auch anmaßenden Personen den Platz zu bezeichnen, auf den sie ihm gegenüber zu stehen haben, wie folgendes lustige Geschichtchen beweist. Ein englischer Großer beehrte Krüger eines Tages mit seinem Besuch, um ihn nach bekannter, englischer Art zu „interviewen“. Da es diesen Herrn verdroß, daß sich der Präsident so wenig aus ihm zu machen schien, so ließ er ihm durch seinen Dolmetsch sagen, er sei früher einmal „Viceroy“, Vizekönig, gewesen. „Vizekönig?“ fragte Krüger, scheinbar ganz verwundert, „Vizekönig — was ist das?“

„Nun, ein Vizekönig, ein Viceroy, das ist so eine Art — ist beinahe so viel wie ein König.“

„Ah, und ich, wissen Sie,“ ließ Krüger sich darauf vernehmen, „ich war früher einmal „Beestwächter.“ „What's that?“ „Nun, das ist so eine Art herdsman, so etwas wie ein Viehhirt!“

Albrecht lachte herzlich. „Da hat er sich gut mit seiner Lordschaft abgefunden!“

„Es ist eigentlich ein Beispiel im kleinen, wie er im ganzen und großen mit John Bull umgeht. Ich wünschte nur, daß es diesem Mann, der das echte Burentum in jeder Faser seines Wesens verkörpert, stets gelingen möge, sich und sein Volk aus den sich immer wieder nach ihnen ausstreckenden Tatzen des länderhungrigen britischen Löwen zu befreien. Es würde mir unsagbar leid thun, wenn er und sein mutiges Volk doch eines Tages der Uebermacht erliegen müßte, so daß sich der Traum Rhodes', jenes südafrikanischen Napoleons, erfüllte, die Verbindung der nord- und südafrikanischen Besitzungen Englands durch die Aufsaugung Transvaals verwirklicht zu sehen.“

„Nun, diesmal wenigstens wollen wir treulich helfen, daß es nicht sobald geschieht,“ sagte Albrecht und reichte dem Gefährten heiter die Hand.

Dieser schüttelte sie herzlich. „Das wollen wir!“ sagte Hollmann, „das sollen die Aufwiegler da drinnen“ — er deutete nach dem in der Ferne auftauchenden Johannesburg — „bald verspüren!“

19. Kapitel.

Der Brandredner.

Von Tag zu Tage steigerte sich die Unruhe in Johannesburg und wie ein banger, schwerer Druck lag es auf den Gemütern der vielleicht 150 Familien zählenden Buren, die in der Goldstadt lebten. Vorsichtige Minenbesitzer schränkten bereits den Betrieb ein, denn verdächtige, bis an die Zähne bewaffnete Banden durchstreiften die Stadt und verübten hie und da Streiche roher Willkür und Brutalität. In friedliche Häuser hinein wurden Hetzblätter geschleudert, und an Straßenecken und Restaurants hielten inmitten einer gröhlenden Menge zungenfertige Redner aufreizende Reden gegen die Regierung. Das „Reformkomitee“ entfaltete eine geheimnisvolle Thätigkeit. Depeschen langten an, Boten kamen und gingen, und die Werber waren unausgesetzt thätig, dem bestehenden, in Verbände eingeteilten Militär immer neuen Zuwachs zu verschaffen.

Aber auch die Gegenpartei rührte sich, und namentlich waren es die beiden Deutschen, Albrecht Sachs und Kurt Hollmann, welche unermüdlich für die Sache der Buren thätig waren. Rastlos sammelten sie alle Deutschen um sich und darunter waren viele, welche schon bei Gelegenheit des Matabeleaufstandes tapfer unter dem blau-rot-weißen Banner der Buren gekämpft hatten. Obgleich damals an alle übrigen Ausländer die Aufforderung, sich unter die Waffen zu stellen, ergangen war, hatten doch nur die Deutschen allein diesem Rufe Folge geleistet. Als Dank für diese bewiesene Treue hatte die Regierung den tapferen Kämpfern das Bürger- und direkte Wahlrecht verliehen. Dieser Umstand wurde nun von der Hetzpartei gehörig ausgebeutet, um als neuer Beitrag zur Ungerechtigkeit und Parteilichkeit der Regierung hingestellt zu werden.

Um den Familien der Buren hinreichenden Schutz gegen die herumziehenden Banden zu gewähren, organisierte Hollmann ein regelrechtes Polizeikorps, welches in dieser Zeit der Wirren sehr viel zur Aufrechterhaltung der Ordnung beitrug.

Waren vielleicht auch die Söldner des Reformkomitees ihrer Zahl nach bedeutend in der Uebermacht, so bildete doch das aus mehr als 300 Deutschen bestehende Freiwilligenbataillon ein nicht zu unterschätzendes Gegengewicht, umsomehr, als es sich aus tapferen, disziplinierten Leuten zusammensetzte, während die Reformsoldaten zum größten Teile aus zusammengelaufenem Gesindel bestanden.

Bis jetzt hatte sich Albrecht vergeblich nach seinem Feinde Thomas Kerr umgesehen. Eines Tages, als er beobachtend durch die belebtesten Straßen schlenderte, fiel ihm ein mit großen, roten Lettern bedrucktes, an verschiedenen Mauern angeheftetes Plakat auf, welches alle „Uitlanders“ zu einer großen Protestversammlung in „Tom Lightley's Inn“ aufforderte. Albrecht versäumte nicht, sogleich Kurt Hollmann darauf aufmerksam zu machen, und beide Freunde beschlossen nun, dieser Versammlung mit beizuwohnen. Mehr als einmal war es ihnen bei dergleichen Gelegenheiten schon gelungen, den „Volksrednern“ eine so kraftvolle Zurückweisung ihrer lügnerischen Anschuldigungen zu geben, daß der bessere Teil der Zuhörer sich auf ihre Seite wandte. Gefahr liefen sie nicht dabei, weil ein Teil von Hollmanns Polizeimannschaften regelmäßig zur Stelle war und ihnen den Rücken deckte.

Die große Halle von „Tom Lightley's Inn“ war bereits dicht gefüllt, und ein unbeschreibliches Durcheinander von Stimmen schwirrte den Eintretenden entgegen, als Albrecht mit seinem Freunde Hollmann in einfacher Blusentracht dort anlangte.

Sie setzten sich still in eine Ecke und hatten kaum bei dem aufwartenden Kellner eine Erfrischung bestellt, als im Saale eine Bewegung entstand, die sie aufblicken ließ. An der ihrem Sitze gegenüber befindlichen Wand zog sich eine Tribüne hin, die soeben ein Mann bestieg. Als Albrecht seiner ansichtig wurde, fuhr er überrascht auf, ergriff hastig Hollmanns Arm, diesem zuflüsternd:

„Das ist der Schurke Kerr, den Sie dort sehen!“

„O, mit dem wollen wir nachher ein Wörtchen reden, mag er sein Garn nur erst ruhig abwickeln,“ entgegnete Hollmann, stand aber auf und gab einigen seiner Leute, die ihn trotz des Gedränges in der Halle im Auge behielten, unauffällig einige leise zugeflüsterte Befehle.

Mittlerweile hatte der Sprecher begonnen. Seine Stimme schallte laut und kräftig durch den Raum. Albrecht mußte es sich gestehen, daß Kerr seine Rede und Ausdrucksweise geschickt genug wählte, um seinem Vortrage, der im großen und ganzen dem Inhalte jener Flugschrift entsprach, die gewünschte Wirkung zu geben. Es währte denn auch nicht lange, so hörte man lautes Beifallrufen aus der Versammlung, und als er gegen das Ende seiner Rede hin davon sprach, daß die ersehnte Hilfe nahe sei und der Tag bald erscheinen werde, da das verhaßte Regiment der ‚Doppers‘ abgeschüttelt werden würde, brach ein solcher Beifallssturm aus, daß die letzten Worte seiner Rede übertönt wurden.

Lange dauerte es, ehe der Redner zum Schlusse seines Vortrags gelangen konnte. „Habt acht, Freunde!“ rief er aber dann, „habt acht auf den Ruf, der in kurzem an euch ergehen wird. Sammelt euch einmütig um den Führer, der euch den entgegenkommenden Freunden zuführen wird! Schon jetzt ist diese Stadt unser — bald wird das ganze Land es sein!“

Ein neuer Beifallssturm brauste durch den Saal. Als die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt war, fragte Kerr, ehe er die Rednerbühne verließ: „Hat jemand aus der Versammlung meinen Ausführungen noch ein Wort anzufügen, eine Klage oder irgend eine Beschwerde vorzubringen, so spreche er es hier aus. Recht und Gerechtigkeit soll ihm werden!“

Herausfordernd blickte Kerr sich im Saale um. Jedenfalls wollte er nur einem zweiten Agitator seiner Richtung Platz machen, der die Köpfe noch mehr erhitzen sollte. In der That drängte sich ein Mann dem Podium zu, und eine schlanke, jugendliche Gestalt schwang sich elastisch auf die Bühne. Das konnte der Erwartete nicht sein, und überrascht blickte Kerr auf den Mann, der so plötzlich hochaufgerichtet vor ihm stand.

Da zuckte der geschmeidige, gewandte Weltmensch erblassend zusammen, und für einen Augenblick verlor er seine Fassung. Doch als er, seine Geistesgegenwart zusammenraffend, sich nach seinem Gegner wandte, tönte dessen klare, wohltönende Stimme bereits durch den Saal: „Laßt euch jetzt von mir eine kleine, lehrreiche Geschichte erzählen, lieben Leute, die euch beweisen wird, wie jener Mann, der soeben die verlockenden, verheißungsvollen Worte zu euch gesprochen hat, Treue und Glauben zu halten weiß. Ihr werdet dadurch erfahren, daß er ein Lügner und Betrüger ist, so wie er einst mich belogen und betrogen hat.“

Mit einem unterdrückten Wutschrei sprang Thomas Kerr vor Albrecht, dicht an den Rand der Bühne. „Glaubt ihm nicht, Leute, der freche Schwindler da ist selbst ein Lügner und Betrüger — er ist ein überwiesener Diamantendieb! Weil ich ihn nicht der strafenden Gerechtigkeit in die Hände lieferte, will er sich nun an mir rächen, indem er mich vor euch verdächtigt. Werft ihn hinaus, Leute! Gebt ihm den Lohn für seine Lüge! Gebt es ihm ordentlich — so wie ich!“

Mit erhobener Faust drang Kerr nach Boxerweise auf Albrecht ein. Dieser jedoch, in dem die Empörung über die bodenlose Verlogenheit des Afrikanders mächtig emporquoll, gab dem auf ihn Eindringenden einen so wuchtigen Stoß vor die Brust, daß dieser rücklings über den Rand der Bühne mitten unter die Leute stürzte.

Eine heillose Verwirrung entstand nun. Parteien bildeten sich. Einige, denen die unerschrockene, tapfere Art und Weise Albrechts gefiel, wehrten einer Rotte übelaussehender Kerle, die unter lautem Schreien und Fluchen über Albrecht herfallen wollte. Da sie jedoch in der Mehrzahl waren, würde es Albrecht sicher übel ergangen sein, wenn in diesem Augenblicke nicht Hollmann mit seinen Leuten zu Hilfe gekommen wäre. Diese drängten die ärgsten Raufbolde zur Seite, und dann stellte sich die hünenhafte Gestalt Hollmanns neben Albrecht.

„Halloh, Leute!“ rief er mit mächtiger Stimme aus, „laßt euch nicht irre machen, denn für diesen Mann da neben mir verbürge ich mich, ich, Kurt Hollmann. Ich sehe Leute unter euch, die diesen Namen kennen, und diese wissen, daß ich meine Hände niemals in eine faule Sache stecke.“

„Es ist wirklich so — Kurt Hollmann ist ein Ehrenmann,“ riefen einige Stimmen aus der Menge heraus, „wenn Hollmann für den Gentleman eintritt, so ist er auch kein Schwindler, und da hier Redefreiheit herrscht, so soll er reden!“ so hörte man verschiedene Stimmen durcheinander schwirren. Endlich drang der Ruf durch: „Er soll reden! er soll!“

Da wurde es endlich soweit still, daß Albrecht beginnen konnte. Zunächst erzählte er die an ihm verübte Schurkerei, sodann, was er später über Kerr erfahren, und endlich, in wessen Diensten er jetzt stand. „Habt ihr wirklich geglaubt, Burghers, daß dieser Mensch euer Bestes wollte — daß er euer Wohl, eure Zwecke und eure Ziele im Auge hat? So will ich euch sagen, daß genau so, wie er mich täuschte und bethörte, er auch euch nur für die Zwecke und Ziele seiner Brotherren gewinnen will. Ihr sollt das willige Werkzeug zur Verwirklichung ehrgeiziger und habsüchtiger Pläne werden! Aber wie bald würdet ihr durch den Wechsel der Herrschaft erfahren, daß bloß andere Namen für Steuern und Abgaben geschaffen worden wären. Jetzt schmeichelt man euch und spricht von Beschwerden, die nicht vorhanden sind, nur um euch zu verhetzen, damit ihr denen beistehen sollt, die sich zu Herren dieses Goldlandes machen wollen. Dieser Mensch, der vorhin zu euch sprach, er steht im Solde jenes Mannes, den die Welt den „ungekrönten Köing von Südafrika“ nennt, — ich brauche euch keinen andern Namen zu nennen — ihr kennt ihn alle. Von der Grausamkeit der Buren, die er Viehschinder und Sklaventreiber nannte, erzählte euch der saubere Herr Agitator, und doch rettete vor wenigen Wochen erst meine Dazwischenkunft seinen armen Diener vor unverdienter, grausamer Mißhandlung. Selbst ein Dieb — selbst ein Menschenschinder — wie könnte dieser Mann euch, ehrliche Burghers, Miners, Diggers und Farmers, als Führer dienen wollen? Die Reformen, die er euch verspricht, sind eitel Luftgebilde und Seifenblasen. Laßt euch warnen, traut ihm nicht!“

„Wo ist der Halunke? Hinaus mit ihm!“ schrieen Stimmen in der Menge, denen andere wieder entgegensprachen. Ein Tumult erhob sich. Man suchte nach Kerr. Dieser aber war spurlos verduftet. Gedeckt von seinen Genossen, war es ihm gelungen, unbemerkt den Saal zu verlassen.

Auch die meisten Leute seiner Partei verließen den Raum. Somit war der Gegenstand des Streites entfernt, und die Menge, welcher die Flucht des Agitators ein Beweis seiner Schuld war, beruhigte sich.

Freundlich sprach Hollmann nun auf die immerhin noch ansehnliche Zahl der Zurückgebliebenen ein, und das Resultat davon war, daß er für seine Sache treue, ehrliche Anhänger gewann. Erfreut darüber drückte er den neuen Bundesgenossen die Hand und bat sie, jede verdächtige, neue Bewegung der Gegner zu beobachten und ihm von Zeit zu Zeit von dem Kunde zu geben, was sie in ihrem Kreise hörten und sahen. „‚Augen und Ohren überall‘ sei jetzt unsere Parole,“ sagte er zum Schlusse, „damit uns jene Dunkelmänner nicht überlisten und überraschen können. Wenn wir aber treu zusammenhalten, zusammenwirken, wird ihnen das nicht so leicht gelingen. Ihr kennt den Wappenspruch dieses Landes: ‚Eentracht maakt Magt!‘ Handeln wir danach, dann — mögen sie kommen!“

20. Kapitel.

Die verhängnisvolle Depesche.

Die Reformer in Johannesburg schienen jedoch ihres Sieges immer sicherer zu werden. Eines Tages, es war in der letzten Hälfte des Dezember, sahen die erstaunten Bewohner der Stadt, daß auf dem Bureau der „Goldfieldgesellschaft“ die englische Flagge aufgezogen wurde. Das Reformkomitee hatte sich somit zu Herren der Stadt erklärt und bemächtigte sich bald darauf der Post. Keine Depesche, kein Brief konnte zur Stadt gelangen, ohne durch die Hände der Verschworenen zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

10. Oktober 1900.

Sie fürchten sich vor einer Vereinigung der Kinder Gottes, wo sie auch seien. Wer? — Die da nur verstehen im Trüben zu fischen.

Die Home and Foreign Relief Commission zu Elkhart, Indiana, nimmt auch Beiträge für die Verunglückten in Galveston, Texas, an. Da uns aber unsere Glaubensgeschwister naturgemäß näher stehen, so haben wir diese auch in erster Linie zu berücksichtigen.

Die „Illinois Steel Co." hat bekannt gemacht, daß augenblicklich keine besondern Bestellungen vorliegen und daß es zu riskant sei, auf Vorrat zu arbeiten. Gewisse Kunden hielten mit ihren Aufträgen bis nach der Wahl zurück. Was schließt der ehrlich denkende Bürger aus diesem?

Auch die „Deerings" sollen die meisten ihrer Arbeiter abgelegt und ihnen bedeutet haben, daß die Fabrik wieder in Gang gesetzt würde, sobald die Nachricht von der Erwählung McKinleys eintrifft. Ehrlicher, christlicher Bürger, was denkst du über die zwei angeführten Fälle?

Br. Heinrich Thiessen, Brainerd, Kansas, spricht sich über seinen Besuch in Rußland höchlichst befriedigend aus. Viel Liebe und Gastfreundschaft hat er bei Eltern, Geschwistern und Bekannten erfahren dürfen. Besonders gut hat es ihm im Gouv. Ufa gefallen. Er zieht das Land im Ufaschen Gouv. der südlichen Steppe vor. Er habe nie gewußt, daß in Rußland solch schöne Gegenden seien. Br. Thiessen machte diese Reise in Gesellschaft seiner Schwester, Frau Reimer von Beatrice, Neb. Das Wiedersehn mit Eltern und Geschwistern war ein freudiges und der Abschied, besonders vom kranken Vater, selbstverständlich ein schmerzlicher. Schade, daß Freund Thiessen nicht wünscht, seine ganze Reisebeschreibung gedruckt zu sehen. Er meint, es werden gegenwärtig schon zu viele und zu langweilige Reisebeschreibungen gedruckt. Der Editor kann's schon beinahe nicht aushalten, bis er einmal Gelegenheit bekommen wird, mit dem l. Freunde eine erschöpfende Unterhaltung über Rußland zu pflegen.

Teschen Twedüster.

Jan: Guten Abend, Ohm Peter!

Peter: Willkomm, Ohm Jan!

J.: Heut hab ich mich gewaltig geärgert.

P.: Das dauert bei dir auch manchmal gar nicht lange, bis du dich ärgerst.

J.: Hast schon wieder was auszusetzen an mir?

P.: Nein, aber ich denke, du wirst gegen irgend jemand etwas auf Lager haben, wie gewöhnlich, wenn du dich „gewaltig ärgerst". Hast du vielleicht erst heute ausgefunden, daß die Sonne Flecken hat?

J.: Wenn ich an deine Sticheleien nicht schon so gewöhnt wäre, würde ich umkehren und heimgehen.

P.: Und weil ich weiß, Ohm Jan, daß du im Grunde doch ein gutes, warmes Herz hast, so heiße ich dich trotz deiner Kratzbürstigkeit doch herzlich willkommen.

J.: Was mich ärgert, ist, daß die „Rundschau" das „mennonitische" immer so stark hervorhebt. Das sieht so aus, als ob andere Gemeinschaften nichts wären. Diese Selbstüberhebung ist mir verhaßt.

P.: Zu welcher Gemeinschaft gehörst du?

J.: Dumme Frage! Ich bin Mennonit.

P.: Womit beweisest du das?

J.: Weil ich an Gott glaube.

P.: Das thun alle christlichen Konfessionen, die Juden und auch die Indianer.

J.: Ich glaube auch an Jesus Christus, den Sohn Gottes.

P.: Das ist alles gut und biblisch, aber alle christlichen Konfessionen, sogar die katholische Kirche, glauben also.

J.: Ich glaube an die Lehre der Apostel.

P.: Thun Lutheraner und Katholiken nicht dasselbe?

J.: Ich glaube, daß man die biblischen Lehren auch im Leben praktisch verwerten soll, kurz, ich glaube an einen christlichen Wandel.

P.: Hast du schon einen Katholiken gefunden, der das bestritt?

J.: Du willst mich doch wohl nicht so weit bringen, daß ich dächte, ich sei Katholit?

P.: Nicht im mindesten, aber ich möchte erfahren, worauf deine Behauptung, du seist Mennonit, sich gründet.

J.: Du denkst doch nicht, daß alle andern Sekten und Konfessionen schlecht sind?

P.: Nicht im geringsten. Ich bin im Gegenteil überzeugt, daß alle christlichen Konfessionen zu Gottes großer Familie gehören.

J.: Ich versteh' dich jetzt nicht recht.

P.: Denke dir, eine Familie bestände außer den Eltern noch aus mehreren verschieden gearteten Kindern. Giebst du zu, daß diese Kinder ihren Mitmenschen nicht alle von gleichem Nutzen sein werden und daß ein Kind geistig tiefer beanlagt sein kann als das andere?

J.: Jawohl.

P.: Nun, dann wollen wir allen andern Gemeinschaften, die mit uns auf evangelischem Grunde stehen, ihre Familienzugehörigkeit zugestehen.

J.: Das ist ja gerade, was ich will.

P.: Wollen mal sehen. Du hast soeben zugegeben, daß sogar Brüder sehr verschieden beanlagt sein können. Glaubst du, Ohm Jan, daß man diese Anlagen und Fähigkeiten, die Gott uns geschenkt hat, weiter ausbilden soll?

J.: Natürlich.

P.: So kann es leicht kommen, daß von den Söhnen eines Vaters einer oder der andere dahin kommt, die Gebote seines Vaters besser zu verstehen und auszuführen, als vielleicht ein anderer Sohn desselben Vaters.

J.: Ja, warum denn?

P.: Weil er tiefer und ernster darüber nachgedacht hat, und weil der Herr ihn vielleicht tiefere Wege hat gehen lassen.

J.: Nun ja, das kann ich mir leicht denken.

P.: Kannst du dir auch denken, daß Brüder gegeneinander neidisch sein können?

J.: Und wie!

P.: Siehst du, Ohm Jan, daß die uns umwohnenden christlichen Gemeinschaften für ihre Erhaltung oder Ausbreitung recht energisch wirken?

J.: Jawohl.

P.: Siehst du auch, daß dieses Wirken oft leider nur dann unter unseren Brüdern möglich ist, nachdem es den andern gelungen ist, das Mennonitentum bei den schwächeren unserer Brüder als etwas Veraltetes hinzustellen, und ihre Lehre als die neuere, interessantere, formenreichere und also gottwohlgefälligere herauszustreichen?

J.: Muß wohl so sein.

P.: Nun, gefällt es dir denn so sehr, wenn gewisse neidische Konfessionen den Mennoniten in der großen Christenfamilie immer wieder die Rolle des „dummen Hans" im Märchen zuteilen?

J.: Gewiß nicht.

P.: Wenn du heimkommst, nimm doch mal deinen alten Katechismus und lies dir das Dortrechter Bekenntnis sorgfältig über und vergleiche jeden der 18 Artikel mit dem Worte Gottes. Darnach wirst du finden, daß du mit andern christlichen Gemeinschaften auf evangelischem Grunde stehst, daß aber der Mennonit in seiner Sonderstellung auch auf Gottes Wort gegründet ist.

J.: Ist es denn aber recht, solches immer und immer wieder hervorzuheben?

P.: Wenn unsere Brüder es immer und immer wieder vergessen, daß unser Sonderbekenntnis auf Gottes Wort gegründet ist, — ja.

J.: Denkst du, daß unserem Gemeindewesen eine Gefahr drohe?

P.: Unschuld! Jeder christlichen Gemeinde droht die Gefahr der Verflachung und uns ganz besonders.

J.: Warum denn ganz besonders?

P.: Weil bei uns verhältnismäßig so wenig gethan wird, um unsere Brüder, besonders die jüngeren, über ihre eigene Geschichte und Grundsätze zu unterrichten.

J.: Wir lehren doch Religion!

P.: Ja, und das muß auch sein. Aber unsere Sonderstellung sollte jedem Gemeindeglied klar sein, damit es doch wisse, daß es Mennonit und nicht etwas sonst sei. Bloß sagen: „ich bin Mennonit," reicht nicht zu. Sich in allgemeine Redensarten über das Mennonitentum zu ergehen, reicht auch nicht zu. Ich glaube, du verstehst mich, l. Nachbar, wenn ich sage: Wir wollen das apostolische Glaubensbekenntnis festhalten, und uns das Sonderbekenntnis unserer Väter nicht nehmen lassen. Wir haben dasselbe Recht und dieselbe Pflicht, dasselbe aufrecht zu erhalten wie die anderen evangelischen Gemeinden rundum uns. Wer sich nun die Mühe des Vergleichens mit der Schrift und mit andern Bekenntnissen nicht verdrießen läßt, wird einsehen, daß das unsrige recht wohl lebensfähig ist.

J.: Ich glaube, Peter, ich habe nicht genug und auch nicht ernst genug darüber nachgedacht. Nächstes Mal sprechen wir noch etwas mehr darüber. Gute Nacht!

Aid Plan.

Die Aid Plan-Jungens haben es drock, wie die Ameisen, denn es gilt die Auflage für dieses Jahr zu berechnen und hinauszuschaffen.

Wehrlosigkeit.

In der letzten „Review" las ich mit großem Interesse einen Artikel über diesen Gegenstand, dessen Verfasser ein „Forschender Beobachter" ist. Dies ist keine politische, sondern eine religiöse Frage. Uns wird diese Frage dieses Jahr direkt zur Kenntnisnahme gebracht, und niemand kann diesmal seine Pflicht versäumen. Ich glaube, daß jede Partei in Bezug auf diese Frage gerade das thun wird, was sie zu thun verspricht. Herr McKinley und seine Partei sagen, daß der Krieg nicht eher enden soll, als bis jeder Filipino besiegt ist. Bryan sagt, daß, wenn er erwählt würde, er den Krieg sofort beenden und den Filipinos die Freiheit geben werde. Auch sagen er und seine Partei, daß sie gegen eine stehende Armee und gegen jede Eroberung durch Waffengewalt seien. Ich meinesteils kümmere mich um keine andere Frage. Die Gold- oder Silberwährung sind nicht mit dieser großen religiösen Frage zu vergleichen. Ich lebe in einem Lande, in dem ich wählen darf, und wenn ich bis zum Wahltag lebe, werde ich stimmen, wie mich die Lehre meiner Kirche lehrt: für den Frieden. Man stellte den Krieg gegen Spanien als einen heiligen und gerechten Krieg dahin. Im Kongreß war nicht eine einzige Stimme von seiten irgend einer Partei dagegen. Wäre ich im Kongreß gewesen, so hätte ich dagegen gestimmt, weil ich glaube, daß, wenn Christus zugegen gewesen wäre, er zu ihnen so gesagt haben würde, wie er zu Petrus sprach, nämlich, daß er sein Schwert in die Scheide stecken solle. Glaubt ein einziger Mennonit, daß Christus für den Krieg gestimmt haben würde? Nie! Unsere Vorfahren wurden verfolgt und erlitten sogar den Märtyrertod, weil sie ihrem Glauben treu blieben. Sollen wir unsern Glauben jetzt verleugnen? Jetzt, wenn je, ist es an der Zeit, den Glauben, der uns innewohnt, der Welt zu verkündigen. Sollen wir unsere Pflicht versäumen? Ich hoffe, daß nicht.

Es sagen manche, daß, wenn wir für Bryan stimmten, es eine Panik geben würde, da er zu gunsten der freien Silberprägung ist. Nun, ich bitte, achten Sie darauf, was ich sage, und sehen Sie, ob es sich nicht bewahrheiten wird. Es kommt nicht darauf an, wer erwählt wird, wir werden eine Panik erleben, noch ehe dieser Termin zu Ende ist. Sie wird kommen, gerade weil die Zeit dazu gekommen ist, gerade wie sie für die letzte Panik gekommen ist, und für diejenige vor dieser. Sie wird nicht nur dieses Land in Mitleidenschaft ziehen, sondern wird sich über die ganze Welt erstrecken, gerade wie es bei andern Paniken der Fall war. Es bleibt sich gleich, wer Präsident dieses Landes, oder wer König von England, oder wer der Kaiser von Deutschland, oder wer der Zar von Rußland sein wird. Keine Macht außer Gott kann sie verhüten, da sie nur gemäß des Naturgesetzes ist, und das Naturgesetz ist Gottes Gesetz. In diesem Artikel kann die Sache nicht weiter erklärt werden. Vielleicht kann ich das nach der Wahl thun. Aber wenn ich auch wüßte, daß durch das Stimmen für den Frieden die schlimmsten Zeiten hervorgerufen würden, würde ich doch meinem Glauben treu bleiben und gegen die Weiterführung des Krieges und gegen eine stehende Armee stimmen. Die Lehre von der Wehrlosigkeit ist der hauptsächlichste Zug, wodurch der mennonitische Glaube sich unterscheidet. Sobald ich gewahre, daß meine Brüder diesen Grundsatz der Welt preisgeben, dann sehe ich die Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung unserer Sonderstellung nicht ein. Nahezu alle der andern Kirchen würden meine Ansichten in Bezug auf den Eidschwur, die Taufe und die Kirchenordnung lassen. Ich sehe mit größtem Interesse dem entgegen, wie meine Gemeinde dieses Jahr stimmen wird. Wenn sie für den Krieg, oder wenn sie gar nicht stimmt, werde ich daraus schließen, daß es mit uns nur die Lehre von der Wehrlosigkeit nichts giebt.

J. J. Funk.
(Review)

Anm.—Wir haben obigen Artikel aus dem englischen Blatte „Review" übersetzt, um unsern Lesern zu zeigen, wie manche unserer Prediger denken. Was uns an dem Artikel besonders gefällt, ist das kühne Bekenntnis von der Wehrlosigkeit. Recht so. Aber, ob Bryan uns wirklich Frieden bringen kann und wird, bezweifeln wir und noch viele mit uns. Und daß derjenige, der weder für McKinley noch für Bryan stimmt, dadurch die Lehre von der Wehrlosigkeit verwirft, ist uns unklar. O, möchten doch unsere Brüder, die da überhaupt wählen, doch nur aus Ueberzeugung wählen. Dann wird früher oder später der gute ehrliche Volkswille zum Durchbruch kommen, und die glatten schleichenden Zigarren und Bier spendenden Agitatoren hätten keinen Platz unter uns. Folgt diesen bezahlten Schwätzern nicht.

(Fortsetzung von Seite 2.)

besitze ich noch, obzwar ich bereits 32 Jahre aus den Schuljahren bin, und denke jedesmal, wenn ich sie in die Hand nehme, an Lehrer Harder. — Ihr Schulbrüder! Ich will nur diejenigen nennen, die mit mir zusammen das letzte Schuljahr die Schulbank gedrückt haben.— Du, Freund Dr. Peter Goossen, Nebraska, Nordamerika, du warst der oberste Schüler. Dann folgte meine Wenigkeit. An meiner Seite zur Rechten folgtest du, Freund Jakob Plett, Kamenetz, Samara. Dann folgte Freund Klaas Regehr, Nebraska, Nordamerika. Weiter folgtest du, Freund Peter Friesen, Hierschau, und als letzter, der die oberste Bank einnahm, denke ich, war Freund Peter Schröter, Friedensruhe (jetzt Alexandropol?). Wir alle, die ich mit Namen genannt (nein, alle, die bei Lehrer Harder gelernt haben), haben wir nicht hohe Ursache, Gott zu danken, daß er gerade Lehrer Harder uns zum Lehrer gab? War Lehrer Harder nicht bestrebt, uns zu Christenmenschen zu erziehen? Ich glaube mir sicher sein zu dürfen, daß ich ein einstimmiges „Ja" von euch auf diese meine Fragen erhalte. Und auf dieses „Ja" hin statte ich hiermit Lehrer Harder den aufrichtigsten Dank ab, für all die Arbeit und Mühe, die er für uns geopfert hat. Daß Lehrer Harder unsere Unart ihm gegenüber längst verziehen hat, daran dürfen wir nicht zweifeln, denn dazu ist er Christ und Mensch genug, soviel kenne ich ihn von später, außer unsern Schuljahren her. Ich habe die Freude gehabt, ihn, als ich schon verheiratet war, einigemal zu treffen. Ja, zweimal bin ich bei ihm zu Gast und zu Tische gewesen und haben mancherlei über die Schuljahre, wie über die verschiedenen Charaktere der Schüler gesprochen. Solltet ihr, l. Schulbrüder, dennoch an der Liebe und Verzeihung Lehrer Harders zweifeln, so laßt uns allesamt an den l. Editor appellieren, der hier in Südrußland auch Lehrer gewesen ist, und hören, was er dazu sagt.

Gruß dem Editor, Lehrer Harder, allen meinen Schulbrüdern und Schulschwestern, die noch am Leben sind, wo sie auch wohnen mögen.

Heinrich J. Thiessen,
fr. Hierschau.

Anm.—Den amerikanischen Schulbrüdern und Schulschwestern zur Nachricht, daß Lehrer Harder schon vor mehreren Jahren zurück als Prediger in der Neukircher Gemeinde ordiniert worden ist.

Anm.—Ja, der Editor ist Lehrer gewesen und das mit ganzem Herzen. Die Augenblicke, in welchen er Liebe und Achtung von seiten seiner Schüler und deren Eltern erfahren, sind die schönsten seines Lebens gewesen, und gerne und oft wandern die Gedanken des gereiften Mannes zurück in die Zeit, als er in der Ukreina in patriarchalischer Romantik das Schulscepter schwang.

Die „Rundschau" von jetzt bis Neujahr zur Probe für 14 Cents. Schickt Postmarken.

Landwirtschaftliches.

Turkestan-Alfalfa.

Im Laufe des verflossenen Winters geschah in diesen Blättern einer durch die Bemühungen unseres Ackerbau-Ministeriums eingeführten, hier bisher unbekannten Art von Alfalfa oder Luzerne Erwähnung. Beamte des Ministeriums sammelten den Samen dieser Futterpflanze in der russischen Provinz Turkestan.

Das Klima dieser in Mittelasien gelegenen Provinz hat Aehnlichkeit mit dem mancher unserer westlichen Staaten. Der Sommer ist sehr warm, trocken und lang. Der Regenfall ist sehr gering während der warmen Jahreszeit. Der Himmel ist fast immer klar und unbewölkt. Trockene Winde sind dem Wachstum der Kulturpflanzen sehr hinderlich. Dort findet man eine unter dem Namen Turkestan-Alfalfa bekannte, wildwachsende Abart der Luzerne, welche den dortigen Viehherden den größeren Teil der grünen Sommernahrung liefert und dieselben in der Form von Heu mit dem sämtlichen Rauhfutter, dessen sie während der kalten Jahreszeit bedürftig sind, versorgt. Diese Pflanze gedeiht in Gegenden, in denen die uns bekannte Luzerne verdorren würde.

Im Laufe der Jahre 1898 und 1899 wurden vom Ackerbau-Ministerium über 1000 Pakete, deren jedes von $2\frac{1}{2}$ bis 20 Pfund Samen von Turkestan-Alfalfa enthielt, an verschiedene Versuchsstationen und an eine große Anzahl von Farmern in den Staaten California, Colorado, Idaho, Kansas, Montana, Nebraska, New Mexico, Norddakota, Oklahoma, Oregon, Süddakota, Texas, Washington und Wyoming verteilt. In Texas allein kamen 318 Pakete zur Verteilung.

In manchen Fällen wurde der Samen gesäet sofort nach Empfang, ohne Rücksicht auf die gerade damals bestehende große Hitze, der die zarten Pflänzchen in vielen Fällen erlagen. Andere schoben die Saat auf. Von solchen sind bis jetzt keine Berichte eingelaufen. Noch andere ließen sich Samen schenken, machten wahrscheinlich auch Versuche, unterließen es aber, über das Resultat, wie es ihre Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre, Bericht zu erstatten.

Nach den bis Mitte April d. J. beim Ministerium eingelaufenen Berichten sind die erzielten Erfolge in hohem Grade verschiedener Natur. Die Berichte aus Gegenden westlich vom Mississippiflusse und nördlich von Kansas und Californien geben zu erkennen, daß dort Turkestan-Alfalfa abgehärteter ist und reichere Ernteerträge liefert, als die bisher in jenen Gegenden gebaute Sorte von Alfalfa. Turkestan-Alfalfa scheint abgehärteter zu sein gegen Dürre und Kälte, auch ertragsfähiger, als der bisher gebaute südamerikanische Alfalfa, auf solchen Bodenarten, die viel Alkali enthalten. In den östlicher gelegenen Staaten, die reicher an Niederschlägen sind, und wo der Boden schwerer ist, gedeiht der Turkestan nicht besser, in manchen Gegenden auch wohl weniger gut, als der südamerikanische Alfalfa. Im Süden wurden bisher nur wenige Versuche gemacht, aus denen zuverlässige Schlüsse gezogen werden können. Einige Berichte lauten günstig, andere weniger günstig. Aus dem fernen Südwesten sind Berichte eingelaufen, die sich gegenseitig sehr widersprechen. Dort sind weitere Versuche nötig, um zu einem maßgebenden Urteil zu gelangen.

Der Samen des Turkestan-Alfalfa keimt bedeutend rascher, als der des gewöhnlichen Alfalfa, auch entwickeln sich die jungen Pflanzen unter gleichen Verhältnissen rascher. Die Pflanzen sind reicher an Blättern, auch ist die Wurzel kräftiger. Die Stengel des Turkestan-Alfalfa sind dünner und weniger holzig, als die des südamerikanischen. Die Pflanze liefert daher ein zarteres und nahrhafteres Heu. Aus der Mehrheit der Berichte geht deutlich hervor, daß Turkestan-Alfalfa der anhaltenden Dürre länger Widerstand zu leisten vermag, als der bisher hierzulande gebaute Alfalfa. Im Westen und im Nordwesten scheint er reichere Erträge zu liefern mit oder ohne künstliche Bewässerung.

Summa: Man darf annehmen, daß durch die Einführung dieser Art von Alfalfa der zum Anbau von Alfalfa benutzte Flächenraum unseres Landes erweitert werden wird. Namentlich wird dies in solchen Gegenden der Fall sein, für welche die Kultur von Futterpflanzen von ganz besonderer Wichtigkeit ist, und in denen bisher der Anbau von Futterpflanzen aus der Familie der Stickstoffsammler nicht gelang.

Die Kolik der Pferde und des Rindviehs.

Es giebt kaum eine Krankheit, namentlich der Pferde, die dem Landwirt so viel Ungemach bereitet wie die Kolik. Sie gehört zu den häufigsten und zugleich zu den gefährlichsten Krankheiten des Pferdegeschlechts.

Berufene Sachverständige behaupten, unter 100 innerlich kranken Pferden litten mindestens 40 an der Kolik.

Kein Wunder, daß die Zahl derjenigen Leser groß ist, die von Zeit zu Zeit Mittel zur Heilung dieser Krankheit beim alten Hans suchen. Ich gebe zu, daß das Pferd infolge seines inneren Baus, namentlich infolge des verhältnismäßig kleinen Magens und des langen Mastdarmgekröses, zu dieser Krankheit besonders angelegt ist, doch verschweige ich mir auch nicht, daß bei größerer Sorfalt in der Pflege und Fütterung der Tiere dem häufigen Auftreten der Kolik in hohem Grade vorgebaut werden könnte. Auf der Buschbauerfarm haben wir gewöhnlich sechs, häufig auch 7 bis 8 Pferde im Stalle, dennoch kam während der letzten 25 Jahre nur ein Fall von Kolik (Windkolik) unter den Tieren vor.

Der Ursachen, welche die Kolik veranlassen, giebt es mehrere. Vornan steht die Ueberfütterung. Jedes Uebermaß von Futter, selbst des besten, kann die Kolik hervorrufen. Der Genuß verdorbenen oder leicht gärenden Futters (frisches Heu, Klee, Hülsenfrüchte, trocken gefütterte Mühlenabfälle u. s. w.) führen häufig die Kolik herbei. Als eine weitere Ursache der Kolik ist Erkältung zu nennen. Hier ist es besonders die Zugluft, welche die Krankheit im Gefolge hat. Dann kaltes Gesöff, auch ungewohntes, zu hartes Wasser. Starke Anstrengung bald nach dem Futter hat nicht selten die Krankheit zur Folge. Würmer im Magen, in den Eingeweiden, der Lunge oder Leber rufen häufig kolikartige Schmerzen hervor. Unregelmäßigkeiten im Urinieren können Kolik erzeugen. Außerdem Lähmung und Einklemmung des Darmes, ferner Liegenbleiben von Sand im Dickdarm u. s. w.

Je nach der Ursache unterscheidet man zwischen Ueberfütterungs-, Erkältungs-, Wind-, Wurm-, Blasen- u. s. w. Kolik.

So mannigfaltig die Ursachen auch sind, welche die Kolik veranlassen, so sind die Krankheits-Erscheinungen im ganzen dieselben, nur treten sie in einem Falle heftiger als in einem andern auf. Kennt man die Ursache nicht, so ist es für den Uneingeweihten kaum möglich, die Art der Kolik, an welcher das kranke Tier leidet, festzustellen.

Die Erscheinungen, auf gut deutsch Symptome genannt, sind im allgemeinen die folgenden: Besondere Vorboten kommen selten vor. Das Pferd hört plötzlich auf zu fressen, und tritt von der Krippe zurück. Es scharrt mit den Füßen, wedelt mit dem Schweif, schlägt mit demselben und den Hinterfüßen nach dem Bauch, tritt in seinem Stande hin und her, wälzt sich, wobei es sucht, die Rückenlage zu gewinnen, springt wieder auf, stöhnt. Das Tier drängt auf Kot- und Urinabgang. Lassen die großen Schmerzen nach, so hat das Tier eine kurze Ruhepause. In dieser langt es wohl wieder nach dem Futter. Bald beginnt die fürchterliche Pein von neuem. Das Tier ächzt und stöhnt. Die Unruhe und Aufregung mehrt sich. Umsehen und Schnappen nach dem Hinterleibe, öfteres Niederlegen und Wiederaufstehen. Heftiges Niederwerfen, rasches Atmen, Schweißausbruch, Zittern. Ist der Krankheitsgrad hoch, so kommen auch wohl die folgenden Erscheinungen vor: Würgen, Erbrechen, Sitzen auf den Hinterbeinen, Niederknien mit den Vorderbeinen u. s. w.

Was die Behandlung anbetrifft, so sollte man, wo irgend möglich, sofort die Hilfe eines tüchtigen Tierarztes suchen. Dieser wird die Ursache zu erforschen suchen, und die Behandlung danach einrichten. Wo ein Tierarzt nicht zu haben ist, mag der Eigentümer des an der Kolik leidenden Pferdes das folgende, für die meisten Fälle passende Verfahren einschlagen. Dasselbe wird von dem bekannten deutschen Professor Dr. Brümmer empfohlen.

Die Hauptaufgaben bei jeder Kolik sind: schnelle Hilfe, Eröffnung des Hinterleibes und Linderung der Schmerzen.

Das kolikkranke Pferd wird so bald als möglich in einem warmen, recht geräumigen Stalle auf eine hohe und weiche Streu gebracht, um es gegen Erkältungen und gegen Verletzungen beim Niederfallen zu schützen. Die fernere Behandlung für jede Form der Kolik besteht im energischen Reiben des ganzen Körpers, vornehmlich des Bauches und der Beine, mit Strohwischen, wobei man den Bauch mit einem Gemenge von Branntwein (besser Alkohol) und Terpentinöl bespritzt. Man nimmt zur Zeit etwa 2 Eßlöffel voll und wiederholt das Bespritzen alle 2 bis 3 Stunden.

Hiernach muß daß Pferd so lange umhergetrieben werden, bis der durch die Einreibung herbeigeführte Reiz, der es zum Wälzen anregt, vorüber ist.

Im Mastdarm vorhandenen Kot entferne man mit eingeölter Hand, deren Fingernägel beschnitten sind, und gebe Klystiere. Hierzu benutzt man gewöhnlich lauwarmes Wasser mit einem Zusatz von Seife. Die Klystiere müssen $\frac{1}{4}$- bis $\frac{1}{2}$stündlich wiederholt werden. Man giebt die Klystiere in der Größe von 2 bis 8 Quart.

Betreffs der Klystiere möchte ich hier auf eigene Faust einschalten, daß das folgende Verfahren der Benutzung der gewöhnlichen Klystierspritze bedeutend vorzuziehen ist. Man verschafft sich einen etwa daumdicken Gummischlauch, läßt den linken Vorderfuß von einem Gehilfen aufheben, schiebt dann das eine Ende des Schlauches vorsichtig und langsam in den Mastdarm des Pferdes. Der Schlauch muß so lang sein, daß das andere Ende, in die Höhe gehoben, erheblich höher reicht als der Rücken des Pferdes. Auf das emporgehobene Ende des Schlauches setzt man einen Trichter, in welchen die Flüssigkeit alsdann gegossen wird.

Nie unterlasse man warme Bedeckungen.

Innerlich reicht man sofort Abführmittel: 4 Unzen Glaubersalz (Glauber's Salt), 2 Drachmen Aloeextrakt (Tincture of aloes) und 1 Quart Kamillenthee. Diese Gabe wiederholt man nach zwei Stunden einmal, wenn möglich zweimal. Der zweiten und dritten Gabe setzt man $\frac{1}{2}$ bis 1 Drachme Brechweinstein (Tartar emetic) zu. Beim Einschütten der Mixtur muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil bei Pferden zu leicht etwas in die Luftröhre gerät und eine Entzündung hervorruft. Es kann daher, wenn die Pferde schlecht einnehmen, die Notwendigkeit eintreten, die genannten Arzneien nicht in Kamillenthee einzugießen, sondern, mit Mehl und Sirup gemengt, als steifen Brei hinten auf die Zunge des Pferdes zu streichen. Sind heftige Schmerzen vorhanden, so setzt man obigen Arzneimitteln noch $\frac{1}{2}$ Drachme Bilsenkrautextrakt (Tincture of henbane) zu.

Das kranke Tier muß stets unter Aufsicht bleiben. Es soll unangebunden im Stalle sich bewegen können. Auch mag sich das Tier nach Belieben wälzen. Rücksichtsloses Niederfallen muß, da es schlimme Folgen haben kann, durch Umherführen, Zurufen vermieden werden.

Als Getränk giebt man verschlagenes Kleiensaufen oder reines Wasser, aber nicht zu große Mengen auf einmal. Tiere, welche die Kolik überstanden haben, füttert man in den ersten Tagen sehr vorsichtig.

Bei Windkoliken giebt man einen Einguß. Man übergießt 1 Unze Kamillen mit 1 Quart heißem Wasser und fügt $\frac{1}{2}$ Unze Salmiakgeist (ammonia) hinzu. Dieser Einguß ist, je nach Dringlichkeit, zu wiederholen. Als letztes, aber sicheres Mittel nimmt der Sachverständige zum Trokar seine Zuflucht.

Bei hochtragenden Stuten, die allerdings nur selten an schwerer Kolik leiden, ist die Behandlung der Kolik sehr mißlich. Kleine Gaben Glaubersalz, Reibungen, Einhüllungen des Körpers führen meistens zum Ziel.

„Das ist recht schön und gut," höre ich diesen und jenen neuen Ansiedler auf der großen Prairie oder im dichten Busch sagen, „indessen fehlen uns die vorgeschriebenen Arzneien. Besäßen wir auch das dazu erforderliche Kleingeld, so könnten wir uns dieselben nicht verschaffen, weil viele Meilen weit keine Apotheke zu finden ist."

Zu Nutz und Frommen solcher Leser lasse ich hier einige früher bereits veröffentlichte Hausmittel folgen, die sich in vielen Fällen bewährt haben sollen.

Man läßt mehrere große Getreidesäcke in stallwarmem Wasser sich tüchtig vollsaugen. Man windet sie dann so lange aus, bis kein Wasser mehr ausfließt, und legt sie dem kranken Pferde so auf, daß Brust, Bauch und Rücken vollkommen bedeckt sind. Darüber legt man trockene Säcke, und auf diese wollene Decken. Das Ganze schnürt man mit Riemen, dünnen Stricken oder dergleichen vollkommen fest. Schon bald entwickelt sich unter der Packung eine große Wärme. Die Folge ist, daß die Schmerzen nachlassen und das Pferd ruhiger wird. Gleichzeitig giebt man ein Klystier von lauwarmem Seifenwasser. Sollten die Säcke trocken werden, und das Pferd noch nicht gesund sein, so muß das Verfahren wiederholt werden. Das Tier ist gegen Zug und Erkältung streng zu schützen.

Oder: Man nimmt gewöhnliche geschälte, zerschnittene Zwiebeln und kocht sie 3 bis 4 Stunden in Milch. Auf 1 Quart kommen etwa 12 Zwiebeln. Dann seiht man die Brühe ab, bringt sie in Flaschen und verkorkt sie fest. Je älter diese Abkochung wird, um so besser soll sie wirken. Man giebt davon dem kranken Pferde ein Pint. Das Pferd wird mit Strohwischen gerieben, aber nicht bis es in Schweiß gerät, sondern bis die Haut warm wird. Hilft das Mittel nicht nach dem ersten Eingeben, so kann man die Verabreichung nach einigen Stunden wiederholen.

Beim Rindvieh

zeigt die Kolik nicht so auffallende Symptome wie beim Pferde. Das Tier hört auf zu fressen, hat Verstopfung, säuft meistens viel. In einiger Zeit tritt Traurigkeit ein, das Tier legt sich häufig. Hörner, Ohren und Füße sind wechselweise warm und kalt. Der Bauch ragt an der linken Bauchseite stark hervor, doch sind die Hungergruben eingefallen. Erfolgt nach 2 bis 3 Tagen keine Kotentleerung, so fängt das Tier an zu stöhnen, sieht sich öfters nach dem Bauche, drängt auf den Mastdarm, der Blick ist erloschen, die Augen schwellen an.

Die Kolik entsteht meistens nach übermäßigem Genusse schwerverdaulicher oder verdorbener Futterstoffe, zuweilen auch nach Lageveränderung eines Darmteils.

Die Behandlung besteht darin, daß mit der eingeölten Hand der im Mastdarm enthaltene Kot entleert wird, worauf alle Stunden lauwarme Klystiere gesetzt werden, aus $\frac{1}{4}$ Pfund Kochsalz, $\frac{1}{2}$ Pfund Leinöl, $\frac{1}{4}$ Pfund weicher Seife und 1 Quart lauwarmem Wasser. Innerlich giebt man alle 4 Stunden 2 Unzen Bittersalz (Epsom Salt), $\frac{1}{2}$ Pfund Leinöl und $\frac{1}{2}$ Quart Wasser, so lange, bis reichliche Kotentleerung erfolgt. Ist der abgehende Kot von sehr üblem Geruche, so macht man später Eingüsse von $\frac{1}{4}$ Unze Ingwer (Ginger), $\frac{1}{2}$ Unze Senf mit 1 Pint Wasser und $\frac{1}{2}$ Weinglas voll Branntwein.

Wagenfeld, dem ich die vorstehenden Mitteilungen über die Kolik des Rindviehs entnehme, sagt, die Krankheit sei wohl weniger gefährlich als die Trommelsucht, doch führe sie nicht selten den Tod herbei.

(Haus- und Bauernfreund.)

Hausarzt.

Der Alkohol und die Augen.

Man findet vielfach die Ansicht verbreitet, daß ein mäßiger Alkoholgenuß anregend und gewissermaßen kräftigend wirke, und namentlich Leute, die geistig arbeiten, glauben mitunter ein geringes Quantum Alkohol zu sich nehmen zu sollen, um die Arbeit leichter bewältigen zu können. Nun hat aber, wie die „M. Z." meldet, der Oberstabsarzt Dr. Guillerie eingehende Untersuchungen über dies interessante Kapitel vorgenommen, und zwar erstrekken sie sich nur auf die Wirkung des Alkoholgenusses auf die Augen. Dr. Guillerie wählte verständigerweise sich selbst als Versuchsperson und genoß als Versuchsquantum ein halbes Quart leichtes Bier und danach ein halbes Quart leichten Moselwein, also eine nicht als unmäßig zu bezeichnende Menge; sie enthält etwa 2 Unzen reinen Alkohol. Aber auch diese geringe Menge alkoholischer Flüssigkeit bewirkte schon eine nicht unbeträchtliche Herabsetzung der Leistungsfähigkeit seiner Augen, sowohl was die Empfindungsschärfe, wie auch was die Schnelligkeit der beim Sehen stets vorkommenden Thätigkeit der Augenmuskulatur anlangt. Bedenkt man nun, daß eine Hauptarbeit der geistig Beschäftigten, die doch besonders viel zu lesen und zu schreiben haben, von den Augen geleistet werden muß, so wird man zu dem Schluß kommen, daß allein die Erschwerung dieser Augenthätigkeit so sehr ins Gewicht fällt, daß der Alkoholgenuß für geistig arbeitende Leute keine Erleichterung der Arbeit, sondern eine Erschwerung bedeutet.

Zeitereignisse.

China.

Tien Tsin, 30. September. — Die amerikanischen Truppen werden nicht an der Expedition nach Shan-Hai Kuan teilnehmen. Der Befehl für die Entsendung einer Abteilung amerikanischer Marinesoldaten mit den verbündeten Truppen ist widerrufen worden. Die Verbündeten erwarten keinen Widerstand, da sie Nachricht erhalten haben, daß die Behörden in Shan-Hai-Kuan die Weisung hätten, zu kapitulieren.

Gen. Chaffee und der Befehlshaber der russischen Truppen haben den Feldmarschall Grafen v. Waldersee formell von der Zurückziehung der amerikanischen und russischen Truppen in Kenntnis gesetzt. Die amerikanischen Marinetruppen werden nach Cavite gehen.

Die Bewegung der indischen Truppen wird innerhalb zehn Tagen beginnen. Die Briten und Deutschen senden noch immer Truppen nach Peking.

Berlin, 2. Okt. — Das Schreiben des Kaisers von China an den deutschen Kaiser hat folgenden Wortlaut:

„Meinen Gruß zuvor! Die Thatsache, daß Eurer Majestät Gesandter als Opfer eines plötzlichen Volksaufruhrs gefallen ist, den unsere Behörden nicht zu verhindern vermochten, und wodurch unsere freundschaftlichen Beziehungen gestört wurden, bedaure ich aufs tiefste. Ich habe angeordnet, daß Opfer für den Dahingegangenen dargebracht werden, und Ober-Sekretär Kung-Yang ist mit der Durchführung dieser Maßregel betraut. Die Handelsvorstände der nördlichen und südlichen Provinzen haben Befehl erhalten, die nötigen Schritte betreffs Ueberführung des Sarges des Verstorbenen zu ergreifen. Nach Ankunft desselben in Deutschland sollen abermals Altar-Opfer dargebracht werden.

„Deutschland stand von jeher auf freundschaftlichem Fuße mit China. Ich hoffe daher, Eure Majestät werden Ihren Groll aufgeben, auf daß von neuem und für alle Zeit Eintracht zwischen den beiden Reichen herrschen möge. Die Erfüllung dieses Wunsches hege ich aus tiefster Seele.“

Die Antwort Kaiser Wilhelms, vom 30. September datiert, lautet wie folgt:

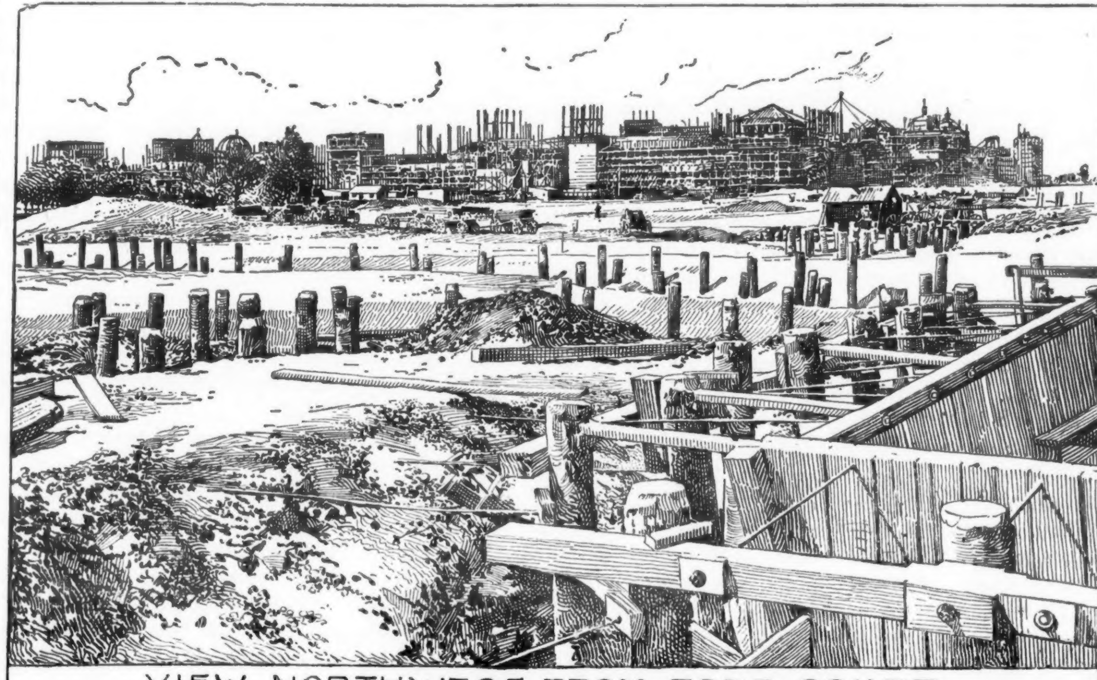
„An den Kaiser von China. Die Depesche Euerer Majestät ist in meinen Händen. Mit Genugthuung ersehe ich, daß Eure Majestät den Vorschriften Ihrer Religion gemäß bestrebt sind, die Schandthat des Mordes an meinem Gesandten zu tilgen, doch als deutscher Kaiser und Christ kann ich dieses unerhörte Verbrechen durch Opfer nicht als gesühnt betrachten. Abgesehen von dem ermordeten Gesandten, ist noch eine große Anzahl meiner christlichen Brüder vor Gottes Thron versammelt worden, Bischöfe und Missionare, Frauen und Kinder, die alle um ihres Glaubens willen, der auch der meine ist, den schmerzvollen Märtyrertod erlitten. Diese alle sind die Ankläger Eurer Majestät. Können die Opfer, die Eure Majestät angeordnet, eine Genugthuung für den Tod dieser Unschuldigen bieten? Ich mache Eure Majestät nicht persönlich verantwortlich für die Gewaltthaten gegen die Gesandtschaften, die unter allen Nationen als unverletzlich gelten, noch auch für das schwere Leid, das so vielen Nationen und Glaubensbekenntnissen und auch den christlichen Unterthanen Eurer Majestät geschehen ist. Aber die Ratgeber Eurer Majestät und die Beamten, auf deren Haupt eine Blutschuld lastet, die alle christlichen Nationen mit Schrecken erfüllt, sie müssen für ihre furchtbaren Thaten büßen. Wenn Eure Majestät diese der Strafe überliefert, welche sie verdient haben, dann will ich dies als eine Sühne betrachten, welche dem Gefühl der christlichen Nationen genügt.

„Falls Eure Majestät geneigt sind, Ihre kaiserliche Macht, unter Beihilfe der verletzten Nationen, zu diesem Zwecke aufzubieten, so erkläre ich mich mit diesem Plane einverstanden. Auch würde es mir angenehm sein, Eure Majestät nach Peking zurückkehren zu sehen. In diesem Falle ist mein General, Feldmarschall v. Waldersee, beauftragt, Eure Majestät nicht bloß mit den Ihrem hohen Range schuldigen Ehren zu empfangen, sondern er wird auch Eurer Majestät den militärischen Schutz angedeihen lassen, den Sie verlangen und der gegen die Rebellen nötig sein dürfte.

„Ich sehne mich gleichfalls nach einem Frieden, welcher durch Sühne der Schuld das begangene Unrecht wieder gut macht und welcher allen Fremden in China Sicherheit des Lebens und Eigentums und vor allem freie Religionsübung gewährleistet.

(Gez.) Wilhelm, I. R.“

Pan-Amerikanische Ausstellung in Buffalo, N. Y., im Jahre 1901.



Teilansicht der Ausstellung.

Paris, 5. Oktober. — Heute nachmittag wurde folgende offizielle Note erlassen:

„Der auswärtige Minister hat die Vertreter Frankreichs angewiesen, die Ansichten der Mächte, deren Truppen mit den unsrigen im fernen Osten cooperieren, bezüglich der Annahme eines gemeinsamen Programms für Unterhandlungen mit China einzuholen. Unsere Vertreter haben sich dieser Aufgabe erledigt und den verschiedenen auswärtigen Ministern eine Abschrift der folgenden Note zugestellt:

„Als die Mächte ihre Truppen nach China sandten, hatten sie zunächst die Befreiung ihrer Gesandtschaften im Auge. Dank ihrer Einigkeit und der Tüchtigkeit ihrer Truppen ist dieser Zweck erreicht worden. Jetzt handelt es sich darum, von der chinesischen Regierung, welche dem Prinzen Tsching und Li Hung Tschang unbeschränkte Vollmacht erteilt hat, in ihrem Namen zu unterhandeln, genügende Entschädigung für das Vergangene und Sicherheit für die Zukunft zu erlangen. Durchdrungen von dem Geiste, welcher die früheren Erklärungen der verschiedenen Regierungen beseelte, glaubt die Regierung dieser Republik, ihre wahren Gefühle in den folgenden Punkten zusammenfassen zu können, welche sie als Basis für sofort nach Gutheißung von seiten der übrigen Mächte zu beginnende Unterhandlungen unterbreitet:

1. Die Bestrafung der Hauptschuldigen, wie sie von den Vertretern der Mächte in Peking namhaft gemacht werden.

2. Die Aufrechterhaltung des Verbots gegen die Einfuhr von Waffen.

3. Entsprechende Entschädigungen an die Staaten, Gesellschaften und einzelnen Personen.

4. Die Einsetzung einer dauernden Schutztruppe für die Gesandtschaften in Peking.

5. Die Schleifung der Befestigungswerke.

6. Militärische Besetzung von zwei bis drei Ortschaften an der Straße von Tien Tsin nach Peking, damit dieselbe stets für die Gesandtschaften, wenn sie sich nach der Seeküste begeben wollen, oder für die Truppen, die von der Küste nach Peking marschieren, offen ist.

Wenn diese Bedingungen gemeinsam von den Vertretern der Mächte gestellt und durch die Anwesenheit internationaler Truppen unterstützt werden, erscheint es der Regierung der Republik unmöglich, daß sie nicht in kurzer Zeit von der chinesischen Regierung angenommen werden.“

Deutschland.

Berlin, 2. Oktober. — Hier ist jetzt die Witwe des am 8. Februar 1882 zu Cannes in Frankreich verstorbenen berühmten Romanschriftstellers Berthold Auerbach gestorben. Ihrem Wunsche gemäß wird sie neben ihrem Gatten in seinem durch seine Dorfgeschichten so bekannten Geburtsorte Nordstetten im württembergischen Schwarzwald bestattet werden.

Kaiser Wilhelm der Zweite hat sich als entschiedener Gegner des Radfahrens des weiblichen Geschlechts entpuppt. Als während des Festzuges, der bei der Enthüllung des Königin Louise-Denkmals in Tilsit stattfand, ein Zug Radlerinnen in vollem Radfahrer-Anzuge vorbeikam, äußerte der Kaiser zu den ihn umgebenden Ehrenjungfrauen: „Ich bitte Sie, meine Damen, steigen Sie nicht auf ein Zweirad.“

Lynchmord.

Wetumpka, Ala., 2. Okt. — Heute morgen ½1 Uhr wurde der Neger Winfield Townsend, alias Floyd, in der kleinen Stadt Eclectic, 15 Meilen von hier, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Des Negers Verbrechen bestand in einem unsittlichen Angriff auf Frau Lonnie Harrington, deren Gatte den Scheiterhaufen in Brand setzte.

Townsend, ein Neffe des Negers Floyd, der vorige Woche wegen eines ähnlichen Verbrechens gehängt wurde, versuchte sein Attentat auf Frau Harrington gestern nachmittag 1 Uhr. Herr Harrington, der eine Meile von der Stadt entfernt lebt, befand sich zu der Zeit in Eclectic. Der Neger kam zu dem Hause mit der Angabe, er sei von ihrem Manne gesandt, um 20 Cents von Frau Harrington zu erhalten. Sie erwiderte, daß sie kein kleines Geld habe. Darauf entfernte sich der Neger, um aber nach etwa 10 Minuten zurückzukehren. Die Hilferufe der Frau wurden von dem Neger Bob Nichols gehört, der gerade zu der Zeit die Straße vorbeikam. Er erreichte das Haus in dem Augenblicke, als Townsend entfloh. Sobald Frau Harrington das Bewußtsein wieder erlangt hatte, schlug Nichols Lärm. Die Neuigkeit verbreitete sich mit Windesschnelle. Alle Läden und Geschäftsplätze wurden geschlossen und die Leute verteilten sich, indem die einen die Wälder nahe dem Schauplatze der That durchsuchten, die anderen nach dem Gefängnisse eilten, um Bluthunde zu holen. Eine aufregende Jagd begann, bis schließlich die Hunde an einem Baume, der außerhalb der Stadt in der Nähe von Odions Laden steht, Halt machten. Der Neger saß auf einem Aste, wurde heruntergeholt und unverzüglich nach dem Schauplatze seines Verbrechens gebracht. Sein Opfer stellte mit Sicherheit seine Identität fest und dann wurde der Neger ans Ende des Dorfes geführt, wo die Vorbereitungen für seinen Tod bald getroffen waren. Schon hatte man ihm einen Strick um den Hals gelegt, um ihn zu hängen, als die Leute sich anders besannen und die Mehrheit sich für den Tod auf dem Scheiterhaufen entschied. Nachdem derselbe hergerichtet war, wurde der Neger an den Pfahl mit Ketten gebunden. Das dicht geschichtete Holz steckte Frau Harringtons Gatte in Brand.

Bevor Townsend gefesselt wurde, gestand er sein Verbrechen. Er erklärte, durch den Tod von Alex. Floyd, der zwei Wochen vorher wegen eines verbrecherischen Angriffs auf Frl. Kate Tearson gehängt wurde, tief erbittert gewesen zu sein. Seiner Aussage nach haben Floyd und er noch andere Verbrechen gleichen Charakters geplant.

Kohlengräberstreik.

Wilkesbarre, Pa., 2. Okt. — Die heute hier von den streikenden Arbeitern abgehaltene Parade und Massen-Versammlung war, vom herrlichem Wetter begünstigt, die größte Arbeiter-Demonstration, welche das nordöstliche Pennsylvanien je gesehen.

Die Parade, mit Präsident Mitchell und den Beamten des „National Executive Board“ an der Spitze, setzte sich kurz nach 2 Uhr in Bewegung. Man schätzt die Teilnehmer insgesamt auf 15,000, von denen die Mehrzahl, neben einer kleineren Anzahl von Knaben, aus Männern bestand. Sie waren durchschnittlich gut gekleidet und boten in ihrer Gesamterscheinung den Anblick von Farmern. Etwa 40 Musik-Korps beteiligten sich an der Parade. Unter den zahlreichen Bannern und Inschriften fielen als die bemerkenswertesten auf:

„Unsere „Dinner-Pails“ sollen mit substantieller Nahrung gefüllt sein, nicht mit dem wertlosen Zeug der Kohlen-Barone.“

„Wir kämpfen für eine gerechte Sache.“

„Haltet zu Präsident Mitchell und der Union.“

„Wir wollen nicht länger Sklaven sein!“

Die streikenden Knaben führten Banner wie:

„Wir bedürfen der Schule und wir müssen statt dessen fronden!“

„Nieder mit aller Unterdrückung, wir stehen fest zu Mitchell“ u. s. w.

Wilkesbarre, Pa., 5. Oktober. — Die Krisis im Kohlengräberstreik scheint heranzunahen. Beide Parteien verlegen sich aufs Abwarten und jede glaubt, die gewinnende Trumpfkarte in der Hand zu haben.

Nach einer Erklärung des Präsidenten Maxwell von der Central-Eisenbahn von New Jersey haben die großen Kohlengesellschaften alle Zugeständnisse gemacht, die sie zu machen beabsichtigten. Aus Scranton wird berichtet, daß sich sämtliche unabhängigen Grubenbesitzer den großen Gesellschaften anschließen werden, und es heißt, daß bereits am Dienstag in einer Konferenz von Vertretern der großen Gesellschaften und der individuellen Grubenbesitzer eine diesbezügliche Einigung erzielt wurde. Dieser zufolge sollen die Bekanntmachungen über das Angebot der Lohnerhöhung von zehn Prozent nicht alle auf einmal angeschlagen werden, sondern nach und nach, und dieses Programm ist bereits zum Teil ausgeführt worden, indem gestern die Firma A. Pardee & Co., die Besitzerin der Cranberry und Crystal Ridge-Gruben, eine solche Bekanntmachung anschlagen ließ.

Es hängt jetzt von Präsident Mitchell ab, ob der Streit auf Grund dieser Zugeständnisse beigelegt werden soll. Es heißt, daß Mitchell nicht abgeneigt ist, auf das Anerbieten einzugehen, indem er sich sagt, daß es schließlich doch ein Sieg der Kohlengräber ist und daß sie, wenn sie ihre Organisation aufrecht erhalten, im nächsten Jahre weitere Forderungen durchsetzen können. Wird dagegen der Streit fortgesetzt und die Arbeiter verlieren, so würde das eine schwere Niederlage für die Führer des Streiks sein.

Molokaner für Prince Albert.

Iwan Samarin, Feodor Bachreff und Philip Thubin, Delegaten, die von einer etwa 2000 Seelen zählenden Molokaner-Gemeinde in der Nähe von Kars, Rußland, ausgesandt sind, sind von ihrer Besichtigungstour aus dem Westen zurückgekehrt. Sie äußerten gegen die Beamten der Einwanderungsbehörde ihre völlige Zufriedenheit mit dem westlichen Canada zur Besiedlung durch ihre Leute. Besonders soll es ihnen im Prince Albert-Distrikt gefallen haben. Die Delegaten traten am 22. September die Rückreise nach Rußland an.

(Nordwesten.)

Neueste Nachrichten.

Ausland.

Frankreich.

Paris, 7. Okt. — Eine große Menschenmenge wohnte heute auf der Bahn des Parc des Princes dem vielbesprochenen Zweirad-Wettkampf zwischen den französischen, holländischen und amerikanischen „Champions" Jacquelin, Meyers und Tom Cooper bei. In allen drei Rennen kam Jacquelin als erster, Cooper als zweiter und Meyers als dritter am Ziel an. Dem Sieger wurde von seinen Landsleuten eine riesige Ovation dargebracht.

Aegypten.

Suez, 7. Okt.—Das amerikanische Kohlenschiff „Emir", welches kürzlich, mit Kohlen für die amerikanische Flotte bei Manila beladen, auf der Fahrt dorthin im Suez-Kanal sank, gestern jedoch mit Erfolg wieder flott gemacht wurde, ist bei Suez eingetroffen. Es kann jedoch nicht in den Hafen einlaufen, da es einen zu großen Tiefgang hat. Die Ladung wird gelöscht werden und Taucher werden den Boden des Fahrzeugs untersuchen, um die Größe des Schadens festzustellen.

Philippinen.

Manila, 7. Okt. — Vier Troops Kavallerie und zwei Kompagnien Infanterie haben kürzlich Gen. Young im nördlichen Luzon verstärkt, wo sich die Insurgenten in den Bergen der Provinzen Nord- und Süd-Ilocos unter der Führung von Aglipay, eines exkommunizierten Priesters und Renegaten, zusammenziehen.

General Tino und General Villaneuve, welche seit längerer Zeit sich ruhig verhalten hatten, scheinen jetzt, wo die Regenzeit sich ihrem Ende naht, wieder rührig zu werden. Es sind in der letzten Zeit verschiedene Rekognoszierungen in den Provinzen Abra und Nord-Ilicos, dem Hauptsitz des schlummernden revolutionären Elements, vorgenommen worden.

In dieser Woche wird die Kommission mit der Revision des Zolltarifs beginnen.

Es ist deutlich zu erkennen, daß die Kriegstaktik der Filipinos bedeutend besser ist, als früher, und daß sie in dieser Beziehung viel von den Amerikanern gelernt haben.

Senor Mabini, der Begründer der sogenannten Filipino-Regierung, der im vergangenen Dezember von den Amerikanern gefangen genommen und in Manila ins Gefängnis gesperrt wurde, ist in Freiheit gesetzt worden. Da er sich stets geweigert hatte, der Regierung der Ver. Staaten den Eid der Treue zu leisten, hatte er sich bei den Filipinos den Ruf eines entschlossenen Patrioten bewahrt. Jetzt sind jedoch seine früheren Verehrer der Ansicht, daß er sich die Freiheit durch ein geheimes Abkommen mit den amerikanischen Behörden gesichert hat und er hat daher bedeutend an Popularität eingebüßt.

Manila, 5. Oktober, via Hongkong, 8. Oktober. — Der Bericht von der Gefangennahme von ungefähr 60 Mann des 29. Bundesinfanterieregiments auf der Insel Marinduque wird durch Nachrichten an General MacArthur und Vize-Admiral Kempff von der Insel Marinduque bestätigt.

China.

Tien Tsin, 6. Oktober. — Li Hung Tschang, dessen Besuch in Peking allen Anzeichen nach auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben zu sein schien, ist heute morgen nach der chinesischen Hauptstadt abgereist.

Die fünf belgischen Ingenieure und fünfzehn Missionare, welche viele Wochen lang in Pao Ting Fu in Gefangenschaft gehalten waren, jedoch kürzlich auf Anordnung von Li Hung Tschang in Freiheit gesetzt wurden, um unter sicherer Eskorte nach Peking gebracht zu werden, weigern sich, abzureisen, aus Furcht vor Verräterei seitens der chinesischen Eskorte.

St. Petersburg, 8. Okt.—Der russische Generalstab hat amtliche Depeschen erhalten, welche die Meldung von der Besatzung Mukdens bestätigen. Generalleutnant Subbovitsch drang am 1. Oktober in die Stadt. Er brach am 24. September mit 11 Bataillonen Infanterie, zwei Schwadronen Kosaken und 40 (?) Geschützen von Alt Niu Tschwang auf und schlug nach zwei Gefechten die chinesische Armee am 27. September in die Flucht. Vor ihrem Abzuge hatten die Chinesen die Stadt geplündert und in Brand gesteckt. Die Russen erbeuteten zahlreiche moderne Geschütze und riesige Quantitäten Munition.

Peking, 3. Okt. — General Yamaguchi wird 10,000 Mann japanische Truppen zurückbehalten, 2000 davon in Peking, den Rest in Taku und längs der Verbindungslinien. 8000 Mann deutsche Truppen und 1500 Russen werden den Winter in Peking verbringen. Die Zahl der britischen Truppen, welche in China bleiben werden, ist noch nicht festgestellt. Sir Alfred Gaselee wird wahrscheinlich eine Brigade zurückhalten. Die Alliierten speichern Vorräte für sechs Monate auf. Graf Waldersee wird sein Hauptquartier in den im kaiserlichen Park gelegenen Gebäuden aufschlagen.

Südafrika.

London, 8. Okt. — Nach einem Bericht des Korrespondenten der „Daily Mail" in Pietermaritzburg haben sich 4000 bis 5000 Buren mit vier „Long Tom"- und 22 anderen Geschützen von Pilgrim's Rest, nordöstlich von Lydenburg, zurückgezogen, da die Munition für die „Long Toms" erschöpft ist.

London, 6. Oktober. — Eine Depesche von Lord Roberts vom 5. Oktober lautet: Die Zahl der gefangengenommenen oder sich ergebenden Feinde nimmt täglich zu und ihre Gesamtzahl muß jetzt rund 16,000 betragen.

Kommandant Müller hat sich Clery ergeben und Kommandant Dirksen und andere befinden sich auf dem Wege nach Pretoria, um zu kapitulieren.

Eine Abteilung des Londoner irischen Regiments versuchte am 4. Otober in der Nähe von Bultfontein eine Schar Buren zu überraschen, doch mußte sie sich nach einem dreistündigen Kampfe mit sechs Verwundeten zurückziehen. Die Buren erlitten schwere Verluste.

Aliwal North, Kapkolonie, 1. Oktober. — Gen. De Wet steht, wie berichtet wird, wenige Meilen südlich von Wepener in der Orange River-Kolonie, 70 Meilen nördlich von Aliwal North. Die Buren in dieser Gegend befinden sich in großer Aufregung. Alle Vorposten sind eingezogen worden und es werden Vorbereitungen getroffen, die Stadt zu verteidigen. Eine Abteilung Kappolizei ritt bei der Rekognoszierung von Rouxville, ungefähr auf halbem Wege zwischen Aliwal North und Wepener, aus einer Ortschaft hinaus, als die Buren am anderen Ende hineingaloppierten. Zwei berittene Australier wurden gefangen genommen. Einige der Kaufleute in Rouxville haben ihre Waren zerstört, um zu verhindern, daß sie in die Hände der Buren fallen.

Lourenzo Marques, 6. Oktober. — Der Enkel des Herrn Krüger, Eloff, wird am 10. Oktober von hier abfahren, um für den früheren Präsidenten des Transvaal in Brüssel eine Wohnung herzurichten. Der letztere wird einige Tage später mit dem holländischen Dampfer „Gelderland" abreisen.

Kapstadt, 8. Oktober. — Die Buren halten jetzt Wepener sowohl wie Rouxville und Ficksburg in der Orange-River-Kolonie besetzt und die Engländer machen den Versuch, sie zu umzingeln.

Das Abgeordnetenhaus der Assembly der Kapkolonie hat heute in zweiter Lesung eine Bill angenommen, wonach eine Anleihe von 500,000 Pfund Sterling aufgebracht werden soll, um die sofortige Zahlung der Hälfte der von Privatpersonen durch den Krieg erlittenen Verluste zu sichern.

Die gequälten Buren und Krüger.

Die Siege der englischen Regierungspartei in den Parlamentwahlen ermuntern natürlich die englische Regierung zu noch schrofferem Vorgehen gegen die unglücklichen Buren. Und Feldmarschall Roberts „krönt" seine südafrikanische Wirksamkeit, aus der er demnächst nach London in das Oberkommando über alle englischen Heere übertritt, durch Befehle voll Härte.

Eine förmliche Militärdiktatur ist jetzt in Transvaal wie in Oranje eingeführt, oder der Vaal River Colony und Orange River Colony, wie die beiden vergewaltigten Republiken jetzt im englischen Räuber-Rotwälsch heißen. Wer sich fortan muckst, dem geht's an den Kragen; wer von den Buren noch im Feld bleibt, dem wird Haus und Hof angesichts von Weib und Kind zerstört. So verkündet es Roberts. Unter den englischen Offizieren, die mit Vollführung solcher Weisungen beauftragt sind, befindet sich auch der tapfere Baden-Powell, der einer anständigeren Aufgabe würdig wäre. Er ist jetzt auf höheren Befehl damit beschäftigt, eine große bleibende Polizei und Gensdarmerie aus Soldaten für Transvaal und Oranje zu bilden.

Die Teilnahme aller freiheitsliebenden und fühlenden Menschen wendet sich jetzt doppelt dem alten Krüger zu, ähnlich wie sie nach Niederwerfung des ungarischen Freiheitskampfes von 1849 Kossuth galt. Und gerade die niederträchtigen Beschimpfungen, welche jetzt von vielen Engländern auf den Alten in seinem unverdienten Unglück gehäuft werden, können seine Weltpopularität nur noch steigern.

Ein englischer Berichterstatter, der ihn in der portugiesisch-afrikanischen Stadt Lorenzo Marques sah, beschreibt ihn so:

„Er saß in einem Lehnstuhl, war ganz schwarz gekleidet und trug eine Brille, deren eines Glas zum Schutze seiner schwachen Augen gefärbt ist. Sein Bart ist ganz weiß und er trägt das Kinn nicht mehr ausrasiert wie früher. Er sah bedauernswert und doch imponierend aus, und seine tiefe Stimme klingt noch immer kräftig."

Krüger weigerte sich, dem Engländer Rede zu stehen, erkärte jedoch durch einen seiner Beamten, daß er die neuesten Maßregeln des Lord Roberts für tyrannisch halte und daß England zwar Transvaal schließlich erobern, aber nicht unterwerfen könne.

Seither haben Burenkrieger wieder verschiedene Ueberfälle auf englische Truppen gemacht. Krüger aber soll in wenigen Tagen von Lorenzo Marques, wo ihm die portugiesisch-afrikanischen Behörden noch allerlei Beschränkungen auferlegten, auf einem holländischen Kriegsschiff nach Holland abfahren als Abgesandter des jetzigen Transvaal-Präsidenten Schalkburger und er soll seinen Wohnsitz vorerst in der belgischen Hauptstadt nehmen.

Nicht alle Engländer billigen die gemeine Schadenfreude ihrer Landsleute, und sowohl aus Südafrika als aus England erheben sich auch englische Stimmen folgender Art:

Kein wahrhaft ritterliches Volk überhäufe einen gefallenen Feind, der sich tapfer verteidigte, noch mit Schimpfreden. Ein großer Teil der englischen Presse scheine die Regeln der Ritterlichkeit verlernt zu haben. Viele englische Blätter hätten sich nicht entblödet, über das Thema zu leitartikeln, daß Präsident Krüger ein „Feigling" sei, weil „er entfloh, während andere noch kämpften". Ein Mann, der seit sechzig Jahren wegen seines Mutes und seiner Entschlossenheit bekannt ist, der den bei Poplar Grove fliehenden Buren entgegeneilte und sie wieder zum Stehen brachte und der das Scherzwort von den „Pillen der Königin" äußerte, als eine Granate in seiner Nähe platzte und seine Begleiter sich flüchteten; der vor den ersten in Pretoria ankommenden britischen Gefangenen den Hut abnahm und seine Mitbürger ersuchte, sich übermäßigen Frohlockens zu enthalten; der, als Pretoria in die Hände der britischen Truppen gefallen war, nicht davor zurückschreckte, sein Hauptquartier in die Fieberdistrikte des östlichen Transvaals zu verlegen, weil er den Kampf um die Unabhängigkeit seines Landes nicht aufgeben wollte — ein solcher Mann verdiene die Achtung aller ritterlich denkenden Menschen, und gerade die Engländer hätten am allerwenigsten das Recht, ihn als „Feigling" zu bezeichnen. Ebenso niedrig und gehässig sei es, wenn englische Blätter von ihm als einem „schmutzigen Dieb" reden, „der mit den großen Geldsäcken davongelaufen". Daß Krüger vor allen Dingen im Auge habe, mit dem gesicherten Schatz noch bis zum äußersten die nationale Sache seines Landes im In- und Auslande zu fördern, falle diesen unsauberen Kritikern nicht ein. Leider seien die edler denkenden Beurteiler in der Minderzahl unter Engländern.

Krüger trägt sein tragisches Geschick wie ein echter Christ voll Demut und Hoffnung. In einer noch auf dem Boden Transvaals gehaltenen Rede sagte er kürzlich:

„Der Herr wird sein Volk zurückbringen und Rache an dem neuen Babylon nehmen. Wir kämpfen für die Freiheit, die Gott uns gegeben hat. Und wenn einer von uns fallen sollte, so wird er, wie das Wort Gottes sagt, auf dem Altar zur Ehre Gottes geopfert und zur Ehre seiner Kirche. Die Kirche muß geläutert werden, und deshalb kann ich nicht glauben, daß dieser Krieg uns vernichten wird. Ich gebe mich selbst in die Hand des Herrn. Was er auch für mich bestimmt haben mag, ich werde die Rute küssen, mit der er mich züchtigt, weil ich so schuldig bin. Jeder soll sich vor dem Herrn beugen."

Krüger wird in dieser Woche, am 10. Oktober, fünfundsiebzig Jahre alt. Vielleicht erreicht er das Alter Kossuths, der es auf zweiundneunzig brachte. Aber auch wenn er etwas bälder stirbt, wird er die Auferstehung seines Landes erleben, wie Kossuth die des seinigen erlebte.

(Ill. Staatsztg.)

Rußland.

St. Petersburg, 8. Okt. — Im St. Nikanderkloster im Porkhoff-Distrikt hatten sich 5000 Pilger zu einem kirchlichen Fest versammelt. Während der Nacht stürzte eines der oberen Stockwerke zusammen und viele der dort Schlafenden fielen auf die im unteren Stockwerke Schlafenden. Eine durch einen falschen Feueralarm verursachte Panik entstand, wobei 4 Männer und 36 Frauen zu Tode gedrückt und viele andere schwer verletzt wurden.

Indien.

Kalkutta, 8. Oktober. — Eine unerhörte Dürre herrscht in den Distrikten Cachar und Sylhet, Provinz Ascham, wodurch die größte Bestürzung in Bezug auf die Thee- und sonstigen Ernten verursacht wird.

Inland.

Wirbelsturm.

Duluth, Minn., 7. Oktober. — Am Samstag ging ein Wirbelsturm über die Finländische Ansiedlung am Pike-Fluß, etwa 2 Meilen nördlich von Biwabik hinweg, wodurch eine Familie von sechs Personen, Mann, Frau und vier Kinder, ums Leben kam. Die Namen der Verunglückten sind noch nicht bekannt. Die Leiche von Marowitz, der gestern nach dem Cyklon, welcher Biwabik berührte, vermißt wurde, ist eine Viertelmeile von seinem Hause auf den Felsen in einem schrecklich verstümmelten Zustande gefunden worden.

William Hilmstrom, ein anderes Opfer des Cyklons, der einen Schädelbruch erlitten, starb gestern nacht im hiesigen Hospital.

Shenandoah, Pa., 6. Okt. — Diese Stadt war heute der Schauplatz der größten Kundgebung, die jemals hier stattgefunden hat. Ueber 5000 streikende Grubenarbeiter marschierten durch die Straßen und hinauf nach dem Soldatendenkmal-Park am Locust-Berg, wo eine gewaltige Massenversammlung stattfand, in der National-Präsident Mitchell eine Rede hielt. Die Streiker kamen aus allen Richtungen herbeigezogen, zum Teil zu Fuß unter Vorantritt von Musikkapellen, zum Teil in Straßenbahnwagen. Ein Empfangskomitee, bestehend aus Mitgliedern der vier Lokal-Unions, geleitete Präsident Mitchell nach der Rednertribüne an Mainstraße, wo er die Parade abnahm. General Gobin, Befehlshaber der Staatsmiliz, sah sich den Umzug von seinem Hauptquartier aus an.

Jeder Mann und jeder Knabe im Zuge trug in der Hand oder am Rock eine kleine amerikanische Flagge. Zahlreiche Banner mit Inschriften wurden in der Prozession getragen.

Präsident Mitchell hielt nur eine kurze Ansprache und wurde häufig durch Beifall unterbrochen. Seine wichtigste Aeußerung war eine Mitteilung an die Streiker, daß sie binnen weniger Tage zu einer Konvention einberufen werden würden. Jede Grube werde aufgefordert werden, Delegaten zu schicken. Wenn die Arbeiter der Ansicht seien, daß ein Lohnaufschlag von zehn Prozent genüge, so werde ihre Stimme die Sache entscheiden. Im andern Falle werde der Streik fortdauern und er, Mitchell, werde treu zu ihnen stehen.

Mitchell stellte abermals in Abrede, daß der Streik zu politischen Zwecken ins Werk gesetzt worden sei und daß die Besitzer von Weichkohlengruben dahinter steckten. Er erklärte weiter, daß die Grubenbesitzer, obwohl sie sich scheinbar weigerten, die Union anzuerkennen, dies bereits durch die Ankündigung eines Lohnaufschlages von zehn Prozent gethan hätten.

Um 6 Uhr reiste Mitchell, begleitet von John Fahey, George Harris und Paul Puloski, nach Mt. Carmel ab, wo er später am Abend zu einer großen Versammlung sprach.

Wilkesbarre, Pa., 6. Okt. — Nahezu 2000 Streiker und 50 Frauen und Mädchen marschierten heute von Hazleton nach Lattimere, um die Arbeiter in den beiden Kohlengruben von Calvin Pardee & Co. zum Streik zu bewegen. Es war dies die größte Demonstration seit dem Anfange des Streiks.

Der Kohlengräberstreik.

Scranton, 6. Okt. — Die Vereinigten Grubenarbeiter können, wenn sie konsequent sein wollen, nicht mehr lange zögern, eine Konvention zur Erörterung des Lohnaufschlags-Anerbietens einzuberufen. Nachdem bereits am Dienstag die meisten großen Gesellschaften und eine bedeutende Anzahl der kleineren Grubenbesitzer die betreffenden Bekanntmachungen angeschlagen hatten, folgten heute die meisten übrigen unabhängigen Grubenbesitzer dem Beispiel, ebenso die Delaware & Hudson Co., welche 21 Gruben in Betrieb hat. Diejenigen kleineren Grubenbesitzer, die noch zögern, erklären, daß es von gar keiner Bedeutung sei, ob sie ebenfalls Bekanntmachungen erlassen, da sie so wie so mitgehen müssen. Von den größeren Gesellschaften ist die Pennsylvania Coal Co. die einzige, welche noch keine Lohnerhöhung angekündigt hat, doch hat Präsident W. B. S. Thorne bereits erklärt, daß die Gesellschaft sich allem anschließt, was die übrigen für gut befinden. Die Delaware, Lackawanna & Western-Gesellschaft nahm heute alle ihre Maulesel aus den Gruben und schickte sie auf die Weide. Viele derselben haben seit 12 bis 15 Jahren kein Tageslicht gesehen und werden mehre Tage blind sein, wie Fledermäuse am Tage.

„Die Schwierigkeit besteht für unsere imperialistischen Freunde darin, daß sie nicht verstehen können, daß auch andere Menschen ein Gewissen, Patriotismus und Liebe zur Freiheit haben können."

Senator Hoar.
Rede vom 17. April 1900.

Donnerstag, den 4. Oktober, kam noch ganz spät abends ein dralles deutsches Mädchen zu H. A. Görzens und verlangte sehr entschieden Quartier. Den Umständen nach alles wohl.

Letzten Sonntag wurde in der Mennoniten-Gemeinde in der Nähe von Brainerd Prediger Eduard Claaßen in das Aeltestenamt, das letztes Frühjahr durch den Tod des Aeltesten Leonhard Sudermann frei wurde, eingesetzt. Die Feier leitete der Aelteste der Halstead-Gemeinde, Aelt. Chr. Krehbiel, unterstützt von den Aeltesten Jakob Töws von Newton und Gerhard Penner von Beatrice, Neb. Es hatten sich sehr viele Gäste von nah und fern zu diesem Fest eingefunden.

Agathe Isaak von Moundridge, Kansas, hat im mennonitischen Verlagshaus zu Elkhart, Indiana, eine Stelle als Stenographin angenommen. Schwester Agathe kann diesen Posten um so besser versehen, da sie auch imstande ist, ein deutsches Diktat stenographisch niederzuschreiben, worinnen sie allen hiesigen Stenographinnen entschieden überlegen ist. Wir heißen Frl. Isaak willkommen in unserer Mitte.

Oklahoma.

Meno, den 4. Okt. 1900. Wurde aufgefordert, einen Bericht an die „Rundschau" einzureichen von einer Exkursion, welche ich mitmachte durch die Kiowo Comanche-Ländereien, welchen ich hiermit möglichst kurz machen werde, mit der Bitte an die „Rundschau", ihn zu veröffentlichen. Also: Verließen Enid eines frühen Morgens auf der Rock Island-Eisenbahn, fuhren südlich bis Chicasaw. Unser Zug war mit Passagieren überladen, ehe wir Chicasaw erreichten. In letzterer Stadt wurden noch Cars angehängt. Auf dem neuen Zweige der Rock Island-Bahn, welcher westwärts bis an die Nordgrenze der Kiowo Comanche bis in Greer County führt, gelangten wir zu einer neu angelegten Stadt, welche Granite heißt. Diese Stadt liegt am Fuße eines Granitberges. Selbiger Berg, wurde gesagt, sei 300 Fuß hoch. — Es ist dort durch Zufall beim Brunnengraben Naturgas entdeckt worden. Man behauptet dort auch, daß Kohlenöl vorhanden sei. — Des Abends sollte uns das Gas brennend gezeigt werden, ich fuhr aber vor Abend heim.

Doch das ist alles nicht das, was ich eigentlich schreiben soll. Es wollen Leser wissen, wie es dort aussieht.

Muß antworten: Kommt man nach einer neuen Gegend, so sieht alles neu und fremd, so auch dort. Von Chicasaw verfolgen wir per Bahn den Washita-Fluß, immer im sogenannten Bottomland (Niederung), welches aber schon von Indianern oder Squaw-Männern besiedelt ist und für weiße Ansiedler kein Raum mehr da ist. Das höhere Land, weiter von der Bahn, sieht wellenförmig. Als wir so ungefähr 40 Meilen gefahren waren, kamen wir bei Mountainview vom Washita-Bottomland weg auf das sogenannte Hochland. Die Eisenbahn hatte für ihr Bahnbett etliche tiefe Einschnitte machen müssen, welche zeigten, daß der Untergrund steinig sei. — Oben war aber kein Stein zu erblicken. Schöner Graswuchs, alles grün damals. Es hatte kürzlich sehr geregnet. Dann kamen wir in eine sehr ebene Gegend bei 35 Meilen, welche meistens mit Buffalogras bedeckt war. Hier ist so mehr schwarzer Grund, in dieser ebenen Gegend dicht an der Bahn. Die Washita-Berge sind dort klar zu sehen. Bis dicht an den Fuß der Berge nichts als ebenes Land zu sehen. Dann bis über 300 Fuß hohe Berge. Habe sie selber aber nicht gemessen.

Die Brunnen in der Stadt Granite dicht am Fuße der Berge waren sehr flach, folglich war das Wasser im Augustmonat nicht allzu kühl. Doch werden die Brunnen nicht überall so flach sein, ist kaum denkbar. Am Ende könnten noch Plätze sein, wo kein Wasser zu finden ist. Das Wasser schmeckt in der Stadt nicht nach Gyps, hatte meiner Meinung nach aber doch einen fremden Beigeschmack, so etwa wie Regenwasser.

Granitberge haben keine Aehnlichkeit mit Gypsbergen. Der Granit ist ein sehr harter Stein und giebt dem Wasser keinen Beigeschmack.

Da wir auf den Bergen eine Zeit Umschau hielten und den Blick weit herum schweifen ließen, besahen wir uns noch einmal die Stadt und fuhren dann des Nachts heimwärts.

Wir haben letzte Zeit viel Regen gehabt. Schien beinahe, als ob die Konferenz, welche hier abgehalten werden sollte, mit Sonntagsschulkonvention nebst Kinderfest verregnen würde. Doch es klärte sich einen Tag vorher auf und ist alles schön von statten gegangen. Waren doch noch ziemlich Gäste. Die Referenten haben uns viel erzählt von Gott, Liebe, Licht und Leben. Es war alles schön und nett für die Gäste und Zuhörer bereitet. Gott walte auch mit seiner Gnade, daß es auch nachhaltigen Segen möge stiften. Die Schulfrage wurde auch verhandelt.

Nebst Gruß an alle Rundschauleser,

Jakob Friesen.